

Musikritze Zeitung.



Nr. 771.]

Erscheint jeden Sonnabend.

Leipzig, 10. April 1858.

Preis 5 Ngr.

[XXX. Band.]

Inhalt.

Staatsgeschichte: Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland. — Inbilde Vollen. — Wochenchau. — Hofnachrichten. — Ehrenbezeugungen. — Personalnachrichten.

Illustrierte Mittheilungen: Die böhmische Deputation in Wien. — Die Weltfahrt der Novara. V. Ein Ausflug in's Innere der Kapfornie. — Heft zu Ehren der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen. — Die Palaz und die Häuser. — Hermann Th. Schmid. — Adolf Zerichad. — Die landwirtschaftliche Vertheilung zu Borsdorf. — Das Bacher'sche Feuerlöschmittel. — Städteverzeichnisse. VII. Breslau: 4. Die Töbte an einem Stöbel des Hauptstifts der Kollegialkirche zum heil. Kreuz.

Kulturgegeschichtliche Nachrichten: Astronomische Erscheinungen. — Naturgeschichte. — Naturkunde und Reisen. — Auswanderung. — Bäder und Bäderleben. — Statistik. — Kunst. — Baukunst und Bildhauerei. — Malerei. — Musik. — Theater. — Presse und Buchhandel. — Vom Bäckertisch. — Neuigkeiten vom Büchermarkt.

Mannigfaltigkeiten: Briefwechsel. — Vereinsnachrichten. — Todtenchau. — Schach.

Bekanntmachungen: Literarische Anzeigen und Bekanntmachungen aller Art.

Die Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland.

Der Gedanke der Freiheit, der größte und recht verstanden der segensreichste des Menschengeschlechtes, ist unaussprechlich. Es gibt keinen Joch, der dieser Sonne Stillstand gebieten könnte. Sie geht langsam zwar, aber ohne jemals auch nur einen Augenblick stillzustehen, ihres Weges, um allen Menschen zu Dem zu helfen, was ihnen gebührt: Freiheit zur Entwicklung ihrer Fähigkeiten, Freiheit im Gebrauch ihrer Kräfte, Gleichheit vor dem Gesetz. Vor ihrer Wärme geschmolzen zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Fesseln des deutschen und des französischen Landmanns, sie löste vor zehn Jahren den österreichischen Gutsangehörigen vom Zwang der Frohnden. Sie scheint jetzt auch in das dunkle Rußland Glück verheißend hinein, und wenn die Absichten des milden Fürsten, der jetzt dort den Thron inne hat, nicht noch auf unverhofften Widerstand stoßen, wird trotz der großen Schwierigkeiten, welche dem edlen Werke entgegenstehen, die Leibeigenschaft auch hier noch vor Ablauf unseres Jahrhunderts eine Sage geworden sein.

Leibeigenschaft ist in den altrussischen Provinzen nicht überall gleichbedeutend mit Sklaverei, sie ist meist nur Gefesseltsein des Bauern an die Scholle, verbunden mit der Verpflichtung zu gewissen Frohndiensten. Der Leibeigene kann mit dem Gute, zu dem er gehört, aber nicht von demselben wegverkauft, nicht durch den Verkauf von seiner Familie getrennt werden, und der Leibeigene ist, auf dem Lande wenigstens, an den Tagen, die nicht Frohntage sind, ein freier Arbeiter. In Rußland ist übrigens den Bauern das Recht zu wandern oder ganz aus seiner Heimat wegzuziehen, erst in neuerer Zeit entzogen, und zwar hauptsächlich aus polizeilichen Rücksichten, um dem Gange zum Herumstreifen ein Ende zu machen. Der russische Bauer war nicht Untergebener eines eroberten Adels, wie etwa der in Mecklenburg oder im östlichen Holstein. Anders aber verhält es sich in den baltischen Provinzen mit Ausnahme Finnlands. Hier befand sich die Bevölkerung bis zu Anfang dieses Jahrhunderts faktisch und formell in einem Zustande, der mindestens ebenso traurig als der Zustand der Negerknechtschaft in Amerika war. Man verkaufte sie auf offenem Markte, man konnte dabei Ghelente trennen, und der Gutsbesitzer konnte seine Bauern todtrügeln lassen, ohne das Gesetz fürchten zu müssen.

Erst Alexander I. verwandelte diese Verhältnisse in menschliche. Eine Verordnung führte eine Uebergangsperiode von 14 Jahren ein, in welcher die Sklaven allmähig zu freien Leuten heranwachsen sollten. Die Leibeigenen wurden in Altersklassen getheilt, und in jedem folgenden Jahre wurde einem Viertheil jeder solchen Klasse die Freiheit gegeben. Die Bauern wurden aus Leibeigenen freizügige Pächter. In den ersten drei Jahren durften sie das Kirchspiel, in den folgenden drei den Kreis nicht verlassen. Nach Verlauf dieser sechs Jahre konnten sie sich ansässig machen, wo es ihnen beliebte. In den ersten

Jahren hatte der neue Pächter die bisherigen Leistungen zu schaffen, und der Gutsbesitzer durfte ihn nicht entfernen; nachher konnte das Pächterverhältnis von beiden Seiten mit halbjähriger Kündigung gelöst werden. Die zu jedem Gute gehörenden Bauern bildeten nunmehr eine eigene Gemeinde, für welche ein Gemeindegericht die erste Instanz war. Der ganze Gutskomplex ist auch jetzt noch Eigentum des Gutsbesizers, der Bauer Zeitpächter. Dieses Verhältniß war nur eine halbe Lösung der wichtigen Frage. Der Bauer brachte es so zu keinem Eigentum, er war als Zeitpächter der Willkür seines ehemaligen Herrn nicht so unmittelbar, aber oft ebenso empfindlich ausgesetzt wie als Leibeigener. Dazu kam, daß der Bauer, meist ohne Kapital und auf sehr niedriger Stufe der Bildung stehend, sich mit der neuen Freiheit nicht recht befreunden konnte. Erst die Verwandlung aus Zeitpächtern in Erbpächter würde sie zu vollkommen freien Menschen und mit der Zeit glücklich werden lassen; was die Regierung nach Aufhebung der Leibeigenschaft in diesen Strichen gethan hat, um das Loos der Bauern zu bessern, hat als eine bloße Reihensfolge von halben Maßregeln wenig Ersprießliches gewirkt.

Jetzt scheint nun eine neue Ära gekommen zu sein. Schon Kaiser Nikolaus beschäftigte sich gelegentlich mit der Frage einer Aufhebung der Leibeigenschaft in ganz Rußland. Er begünstigte sich indes mit einigen Maßregeln, welche die Uebel des Zustandes milderten, die Möglichkeit des Freikaufs herstellten, die Willkür der Gutsbesitzer einschränkte u. s. w. Die eigentliche Arbeit überließ er seinem Sohn und Nachfolger, und dieser nahm sie denn auch sehr bald nach beendigten Kriegen in die Hand. Der Plan, den er durch den Minister des Innern Kan-

tsi dem Adel der Gouvernements, die sich zur Mitwirkung bereit erklärten, hat vortragen lassen, zerfällt in folgende nur als leitende Gesichtspunkte oder Andeutungen aufgestellte Vorschläge: Die Bauern treten zunächst in einen Uebergangszustand ein, während dessen sie noch an die Scholle gebunden sind, der aber nicht über zwölf Jahre dauern soll und nach dessen Ablauf für Alle vollkommene Freizügigkeit zum Rechte wird. Die Grundbesitzer behalten das Eigentumsrecht an Grund und Boden, die Bauern behalten ihre Gehöfte, die sie innerhalb eines gewissen Zeitraums zu erwerben verbunden sind. Außerdem ist ihnen ein Stück Land, groß genug, um ihr Auskommen davon gewinnen zu können, gegen Zins in Geld oder persönlicher Dienstleistung zu verpachten. Das Gehöfte hat aus Haus und Hof nebst Garten zu bestehen. Das jetzige Eigentum der Grundbesitzer wird in Pachtland und gutherrliches Land getheilt, und was einmal zu jenem geschlagen ist, darf nicht wieder eingezogen oder wie in Norddeutschland der Ausdruck lautet, „niedergelegt“ werden. Die Bauern werden in Gemeinden getheilt, die Verwaltung der Polizei verbleibt dem Gutsbesitzer. Mit dem Inkrafttreten des neuen Reglements hört die Erlaubnis zur Veräußerung der Bauern von der Scholle getrennt auf und ebenso ihre Uebersiedlung von einem Orte zum andern gegen ihren Willen; aber auch die Bauern dürfen ohne Zustimmung ihrer Gutsbesitzer den Ort, wo sie bisher leibeigen waren, nicht verlassen. Die Verwandlung der Bauern in Hofgesinde ist fortan unzulässig, vielmehr sollen besondere Maßregeln ergriffen werden, damit das Hofgesinde in Bauern verwandelt wird oder doch nur in der Eigenschaft von freien Menschen fortlebt. Die Kommissionen, welche das Nähere über diese Vor-



Die böhmische Deputation an den kaiserlichen Hof in Wien, nach einer Photographie von Joannovitsch.

schläge berathen werden, haben auch die künftigen Normen für die Rekrutierung, die Steuerzahlung, den Schulunterricht und die Armenpflege zu erörtern.

Steht man die Konsequenzen dieser Vorschläge und denkt man sich den Zustand, welcher durch dieselben herbeigeführt werden würde, so möchte derselbe ungefähr dem ähnlich sein, in welchem der Bauernstand in Ungarn vor 1848 sich befand. Erst in zwölf Jahren würde der russische Bauer Herr seiner selbst sein, und dann würde nicht das Zeilpacht-, sondern das Erbpachtthum eintreten. Der Gutsbesitzer muß zu diesem Behuf einen Theil seines Grundeigentums parzellieren. Die jetzigen Gutsbesitzer liegen für eine solche Ueberweisung von Grund und Boden an die Bauern wol meist ungünstig, indem sie um das Schloß oder Haus des Gutsbesizers herumliegen; indeß ließe sich dem bei der wenig massiven Bauart der Bauernwohnungen in Rußland leicht durch Hinausbauen abhelfen. Denn erst mit der Gelegenheit zum Erwerb des vollen Eigentums wird der Bauer ein selbständiger, ein freier Mann und die Stütze des Staates, erst dann ist das Werk Alexander's II., das schon im Beginn des Segens werth ist, wirklich mit Segen gekrönt.

Was dahin jedoch ist es noch sehr weit. Man weiß, daß der Kaiser sich lebhaft für das Gelingen und den raschen Fortgang der Sache interessiert, und das bedeutet in Rußland sehr viel. Unter den Ministern wird außer Kankoff besonders der Fürst Gortschakoff, Minister des Auswärtigen, als Förderer der Angelegenheit genannt. Dann aber ist vorzüglich der Generaladjutant Raschmoff I. der Mann des Tages. Ihm, der Generalgouverneur von Groden und Kriegsgouverneur von Wilna ist, hat man wol auch die erste Anregung zu der Maßregel zu danken. Es sind dies alles sehr hochstehende, sehr vornehme und mächtige Leute. Aber dennoch hat die Sache bis zur Stunde verhältnißmäßig geringe Fortschritte gemacht. Da der Adel der Regierung gegenüber der alleinige Volksvertreter ist, da durch ihn allein die Rekrutierung und die Erhebung der Steuern bewirkt wird, so kann es nicht in der Absicht der Regierung liegen, ihn in seiner Leistungsfähigkeit irgendwie zu schwächen, bevor sie andere Organe zur Herbeischaffung der Mittel zu ihren Zwecken gewonnen hat. Es versteht sich vielmehr von selbst, daß man nicht nur dem Adel selbst die Initiative in einer so schwierigen und keineswegs mit Phrasen zu entscheidenden Frage überlassen, sondern die Entscheidung auch gehörig reifen lassen, nicht künstlich beschleunigen muß. Der Adel ist nun eben nicht mit besonderer Eile der Anregung (mehr als Anregung war es bis jetzt nicht), die von Petersburg ausging, gefolgt. Bis jetzt sind im Ganzen erst aus sieben Gouvernements die Adelskomitees mit der Absicht hervorgetreten, die Verhältnisse zwischen Gutsbesitzern und Bauern in Erwägung zu ziehen und die Vorschläge des Ministeriums zu prüfen. Und dieses Zögern wird den Kenner russischer Zustände eben nicht Wunder nehmen. Die Schwierigkeiten liegen in der That nicht so sehr im guten oder bösen Willen des Adels, als in der Sache selbst. Es ist, natürlich mutatis mutandis, mit der Aufhebung der Leibeigenschaft in Rußland so, wie mit der Emanzipation der Sklaven in Amerika. Beide sind gewiß keine Unmöglichkeit, wol aber grenzen beide nahe an die Unmöglichkeit. Rußlands junges Fabrikwesen dürfte sich selbst bei den jetzigen hohen Zöllen nicht halten können, wenn die Leibeigenschaft aufhört; denn woher sollte man den Fabriken Arbeiter schaffen, wenn ihnen die für billige Preise von ihren Herren verdingten Fröhner fehlten? Ferner fragt es sich ganz wie in Amerika: wird der emanzipirte, der Zwangsarbeit entlassene Sklave nicht in Trägheit verfallen, statt das Kapital der Arbeitskraft durch erhöhte Thätigkeit zu vermehren und damit sich Geldkapital zu verschaffen? Woher ferner soll das Geldkapital kommen, welches vermittelnd eintreten muß, um den Ankauf, die Ablösung zu übernehmen? Was hilft es endlich, Freikäufe, Ablösungen und Vergleiche anzubahnen, um damit dem Berechtigten sein in der Form Knechts ererbtes, zur Hypothek verändertes Eigenthum mehr oder weniger zu verkümmern, wenn doch auf der andern Seite der Trieb mangelt und nicht erzwungen werden kann, dasselbe zum größern Nutzen für das Allgemeine zu übernehmen, und wenn die Mittel fehlen, den Erwerbspreis baar zu erlegen oder auch nur die allmähliche Abführung zu verbürgen?

Es sind diese Fragen, über die man mit Bedenkensarten nicht hinwegkommt, die im Gegentheil eine ernsthafte Prüfung und eine gründliche Überlegung erfordern. Daß die Regierung Einwurfe dieser und ähnlicher Art beachten wird, zeigt der jüngste Erlass des Ministers Kankoff, in welchem derselbe seine früher in Betreff der Angelegenheit ausgesprochenen Ansichten als bloß vorläufige, der breiteren Entwicklung fähig bezeichnete. Aber zurückweichen wird man vor der Aufgabe schwerlich; denn abgesehen von der moralischen Verpflichtung des Kaisers, sich der schwer gedrückten Leibeigenen anzunehmen, ist noch zu bedenken, daß diese Bebrückung von neuem Datum ist, als daß sie nicht doppelt schwer empfunden, doppelt ungenug ertragen werden sollte. Der Sinn für Freiheit und Unabhängigkeit wird mit den neuen großen Eisenbahnen wachsen, die maßlosen Beurlaubungen nach dem Kriege schaffen, da jeder Leibeigende durch Eintritt in's Heer gefesselt für immer frei wird, eine große Menge Freigeworbener, verbreiten die Sehnsucht nach Freiheit und vervielfältigen in den gleichsam an die Luft gesetzten jungen Veteranen die Noth der Gemeinden, der Gutsbesitzer, des Staates.

Die Regierung konnte somit die Frage über Aufhebung der Leibeigenschaft nicht zu den Aften legen, ohne deren Entscheidung früher oder später der rohen Gewalt zuzuführen und damit gleichzeitig ihre Macht dem Auslande gegenüber auf das Äußerste zu gefährden.

21243.

Die bosnische Deputation in Wien.

Bosnien ist eine derjenigen Provinzen des osmanischen Reiches, die im Occident am wenigsten gekannt sind und die demselben doch am nächsten liegt. Unmittelbar an einen civilisirten, human regierten Staat wie Oesterreich grenzend, sollte man glauben, daß europäische Gerechtigkeit in dasselbe eingedrungen und dem Nachbarstaate analoge Zustände vorgeführt wären. Und dennoch ist dem nicht so. Sobald man den Grenzfluß Save überschreitet, hat man gewissermaßen Europa verlassen und ist so zu sagen nach Asien verlegt. Zerkürrte elende Hütten, schlecht gekleidete, Mittelst einfüßige Leute, keine Industrie, kein Handel, keine Eisenbahnen, ja fast gar keine Straßen, alles noch auf der niedrigsten Kulturstufe — das ist der Anblick des Landes. In intellektueller Beziehung steht es noch ärger, denn im ganzen Lande ist keine einzige Presse, und Schulen, selbst die niedrigsten, gehören zu den Seltenheiten; wo sie vorhanden, da müssen sich oft mehrere Kinder mit einem Buche behelfen. Bedenkt man noch überdies, daß das türkische Regime hinsichtlich der Christen in diesem Lande mehr als irgendwo in Schutz- und Weglosigkeit, Willkürherrschaft und rohem Fanatismus besteht — so hat man eine kleine Vorstellung von den Zuständen Bosniens.

Und doch war Bosnien einst ein blühendes Land. Es hatte seine Vorne, seine Könige, gehörte noch kurz vor dem Einbrüche der Osmanen dem großserbischen Reiche unter Dschank dem Mächtigen (1336—1356) zu und war damals im 14. und 15. Jahrhunderte, so wunderbar es auch klingen mag, besser daran als gegenwärtig im 19. Die Eroberung des Landes durch die Osmanen änderte den ganzen Stand der Dinge. Die großen Grundeigentümer, um ihre Güter nicht einzubüßen, gingen zum Islam über, nannten sich von nun an Agas und Begs, bildeten einen gewissen Feudaladel und nahmen seitdem die Herrschaft über den christlich geliebten Theil der Bevölkerung in Anspruch. Der bosnische Türke ist eigentlich mohamedanischer Serbe, denn er ist der türkischen Sprache ganz und gar unkundig; dennoch dünkt er sich der wahre Osmanli im ganzen Türkenreiche zu sein und beweist dies dadurch, daß er den größten Haß und die tiefste Verachtung gegen den „Ghaur“ hegt; nach seinen Begriffen existirt die Rajah (die Christen) nur aus Gnade, weil es die „rechtlässigen“ Vorfahren unterlassen haben, dieselbe auszurotten, damit sie den Jemet (Dienst) leiste. Die bosnischen Agas und Begs betrachten nur sich als die wahren Herren von Bosnien und glauben fest, daß weder der Rajah noch der Padißcha (Kaiser) in Stambul das Recht habe, sich in ihre Angelegenheiten zu mischen und mit „ihrem“ Lande zu schalten. Sie sagen daher ganz offenkundig, daß der Sultan immerhin der Rajah Konzessionen machen mag, sie wollten aber solche derselben nicht machen.

Die Ungleichheiten, welche gegenwärtig in Bosnien und in der Herzegowina herrscht, betrifft daher nicht die Regierung in Konstantinopel, sondern vielmehr die Herrschaft des Grundeigenthums. Man muß nämlich wissen, daß diese Agas von den christlichen Bewohnern die unerhörte Abgabe des Dritttheils (Treuschina) von allen Bodenerzeugnissen fordern und zwar in der Art, daß sie dieses Dritttheil um einen so hohen Preis im Geld abschlagen, daß manches Mal die ganze Ernte des Rajah dazu nicht genügt. Wäre das schon geeignet, das wirtschaftliche Leben des Christen zu vernichten, so kommt dazu noch die willkürliche Eintreibung des Zehent (Desetina) von Seite der Staatspächter (Sakupnizi), welche denselben vollends an den Bettelstab bringt. Rechnet man noch dazu, daß der Rajah eine Soldatensteuer (Voinitsa), eine hohe Abgabe an den Wabla (Bischof), eine andere an den Wapen (Pfarrer) abzuführen hat und überdies der Willkür und den Erpressungen der türkischen Beamten ausgesetzt ist, so ist es begreiflich, daß er sich in der elendesten Lage befindet.

Als nun der Hatti-Schumajun den Christen ein besseres Loos versprach, da schloßten sie Hoffnung, aus dieser drückenden Lage befreit zu werden. Aber leider! seit zwei Jahren, seitdem derselbe veröffentlicht wurde, hat sich die Lage der Christen um kein Zota verbessert, und der ganze Hatti-Schumajun reduziert sich für Bosnien auf ein leeres Versprechen. Die rohe Unduldsamkeit der Türken tritt vielmehr schroffer als je hervor und die Lage der Rajah wird von Tag zu Tag untraglicher. Um Abhilfe gegen die türkische Willkürherrschaft zu erlangen, wollten die Christen noch im vorigen Sommer (in Folge der Manifestation vor Tula) eine Deputation nach Konstantinopel senden, um dem Großherrn selbst ihre Beschwerden auseinandersetzen zu lassen. Die türkischen Behörden abhoben aber ein solches Vorhaben mit der größten Strenge, und viele Christen büßten dieses mit Kerker und Solenstreicheln. Da saßen in letzter Zeit einige Männer, nachdem sie sich mit Volksmächten vieler christlichen Gemeinden versehen hatten, den Entschluß, sich in den Nachbarstaat zu flüchten und von da aus etwas für ihr unglückliches Land zu wirken.

Diese Männer befanden sich mehrere Wochen in Wien und überreichten dem Fürsten Kallimall, türkischem Vörschaffer, eine an den Sultan gerichtete Bittschrift. Der Fürst, der diese Deputation als Abgeordnete der Rebellen in der Herzegowina ansah, trug anfangs Bedenken, dieselbe zu empfangen. Erst nachdem es ihm auseinandergelegt wurde, daß dieselbe mit den Rebellen nichts gemein habe, schien er derselben geneigter. Dr. P. (ein österreichischer Serbe), der die Deputation vorführte und als Dolmetscher diente, bestimmte den Fürsten sogar durch Schilderung der chaotischen Verhältnisse Bosniens dahin, zu erklären, daß er an den Sultan gerichtete Bittschrift selbst einleiten und daß dieselbe vor die Augen des Kaisers selbst kommen werde.

Aus der Bittschrift, die in bosnischer (serbischer) und französischer Sprache überreicht wurde, glauben wir folgende charakteristische Schlüsselsätze hervorheben zu dürfen: „Pour mettre fin à cet état anormal de Bosnie et pour prévenir toute agitation que le désespoir pourrait faire naître, nous soussignés, très-dévotés sujets et serviteurs de Votre Majesté, prions humblement au nom de la fidèle Raïah de Bosnie, que Votre clémence Impériale daigne délivrer un firman pour la Bosnie qui 1) abroge tous les Tschikafs et par conséquent la Tré-china (Dritttheil) qui n'existait jamais de plein droit en Bosnie; 2) abroge la Desetina (Zehent) et introduits le système de la perception directe, conformément aux dispositions du Hatti-Houmaloum; 3) qui ordonne le recrutement de la Raïah et par conséquent l'abrogation de la Voinitsa (Soldatensteuer); enfin qui contienne 4) un ordre Impérial qui garantisse notre retour en Bosnie et enjoigne à toutes les autorités musulmanes de nous laisser intacts. — Con-vaincus que la constante sollicitude de Votre Majesté pour le bonheur de tous Vos sujets ne cesse d'animer aussi Vos généreuses intentions envers les populations chrétiennes, nous espérons fermement que la voix plaintive de la Raïah de Bosnie retentira dans le noble cœur de notre élément Sultan Abdul-Medjid, pour la prospérité duquel nous ne cessons de prier le Tout-Puissant.“

Die Deputation hatte nun auf die Antwort von Konstantinopel, von der es abhängen mußte, wie sich die Verhältnisse in Bosnien gestalten würden. Wäre sie verneinend ausgefallen, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß sich das Schaupiel der Herzegowina auch in Bosnien wiederholt hätte. Daß aber eine solche Bewegung am Ende alle von Serben und Bulgaren bewohnten Theile der Türkei umfassen könnte, ist keine ungegründete Behauptung, da die Bevölkerungsverhältnisse dieser Provinzen dies nichts weniger als unmöglich machen.

Die Anwesenheit der bosnischen Deputation in Wien erschien daher als ein Mahnruf an die europäischen Großmächte, die Pforte ernstlich dazu zu bestimmen, jede mögliche Bewegung in diesen Provinzen durch geeignete Maßregeln, worunter die ganzliche Abschaffung des unerhörten Dritttheils, strenge Aus-führung des Hatti-Schumajuns gehören, bei Zeiten vorzubeugen. Oesterreich aber als Nachbarstaat hatte ein spezifisches Interesse, daß die Ruhe in diesen Provinzen erhalten werde, und es hat demzufolge seinen ganzen Einfluß bei der Pforte angewandt, um den Rechten der Rajah Anerkennung zu verschaffen. Wir sind in der Lage ein treues Bild der bosnischen Deputation zu geben und bemerken nur, daß die Kleidung und ihr ganzes äußeres tiefes Elend verrieth und als kleiner Maßstab für die übrige Bevölkerung dienen konnte.

Indische Posten.

Kalkutta. — Die gegenwärtige aktive indische Armee hat nach annähernder Berechnung folgende Stärke: General Sir Colin Campbell hat ungefähr 20,000 Mann unter seinem unmittelbaren Befehl und mindestens ebenso viele Truppen stehen hinter ihm und auf seiner rechten und linken Seite. Die Kolonnen von Roberts, Williot und Rose mögen mit ihren Leuten zusammen an 15,000 Mann, die von Chamberlain gegen 6,000 Mann stark sein, so daß die dem Feinde im Nordwesten gegenüberstehende Armee über 60,000 Soldaten zählt, die größtentheils Europäer sind. 20—25,000 Mann verbleiben in kleineren Abtheilungen den Dienst in anderen Theilen, namentlich im Süden und Norden, 15,000 Europäer stehen im Punjab und außerdem versehen gegen 60,000 Sipahs der Armeen von Madras und Bombay den Garnisondienst in jenen Provinzen.

Alumbagh. — General Outram, in Alumbagh von den Muttern, bei denen sich auch Rana Sahib befand, zwei mal mit harter Wuth angegriffen, hat dieselben beide Male siegreich zurückgeschlagen, und ist mit 600 Mann über den Fluß Guntti gegangen, an dessen rechten, d. h. westlichen Ufer Rana liegt. Nach einer unverbürgten Nachricht hätte derselbe bereits die Offiziere der Stadt in Besitz genommen. Nach einer andern wahrscheinlichern Mitteilung hat er die Richtung nach Alabab (nordöstlich von Alumbagh) eingeschlagen, in dieser Gegend das Land vom Feinde gesäubert und seine Vorposten bis an die Straße nach Ranpur aufgestellt. Vor dem Ausbruch nach Rana hatte man einen verheerenden Gang gemacht, indem man in einem Orte nicht weit von Alumbagh drei einflußreiche Führer der Rebellen, darunter den Zemindar Mann Singh, überfallen. Letzterer ist einer der reichsten und mächtigsten Häuptlinge von ganz Punjab; als dieser noch dem Rana gehörte, hat er 7—8,000 Sipahs in seinem Solde und besaß mehrere Forts und Kanonen. Er ist der Sohn des ehemaligen Aufständlers (Steuer-einnehmer) des Rana, welcher durch Erpressungen ein ungeheures Vermögen zusammengebracht. Sir Colin Campbell hat sich mit dem General Grants, von den Oken her kam, vereinigt, und zwar geschah dies am 5. März zu Widesoll. Das Hauptheer der Engländer in Punjab steht somit jetzt ganz nahe vor Rana und zählt 22 europäische Infanterieregimenter, 3 europäische Dragonerregimenter, mehrere Selbstregimenter zu Fuß und zu Pferde und mehr als 120 Kanonen, darunter viele von großem Kaliber. Seine Infanterie ist sicher 30,000 Mann stark, darunter mehr als 20,000 Europäer, seine Artillerie dürfte nicht unter 8,000 Pferde zählen, und diese Truppe nebst einer gutgekauften Artillerie haben auch das größte Material, das je zur Verfügung stand. Die Beschreibungen der Rebellen in Rana sollen sehr hart sein, aber die Batterien der Briten, mit denen man bis zur vierten Woche des März fertig zu sein hoffte, werden sie bald zusammenzusehmetzen und die Schlacht, die dann bevorsteht, ist schon jetzt als gewonnen zu betrachten. Ueberall, wo die vorrückenden Escadrons der Konstantin auf Rana zu stoßen, bewegen englischen Armeen bisher auf Widerstand, waren sie siegreich. General Grants errang auf seinem Marsche durch Punjab bis zu seiner Vereinigung mit dem Heere des Oberfeldherrn nicht weniger als drei glänzende Siege, die den Rebellen 20,000 Tode kosteten, und Oberst Grant tödtete den Rana Sahib, als er sich ihm zum Kampfe entgegenstellte, 1800 Mann. — Unter die Schuttsch Dichtung Bababur wurden Persuasionskisten verteilt. Die Führer hat der Regierung Vorstellungen wegen ihrer Wuth gemacht (weil die neulich vom umgekehrte Nachricht, er habe um Hinrichtung der dramatischen Soldaten außerhalb des Lagers gebeten, nicht ganz passen will) und hinzugefügt, wenn man die Mäthen nicht ihrem Charakter gemäß, d. h. mit unerbittlicher Strenge, behandle, so würden noch schlimmere Dinge als die bisherigen in Aussicht.

Bombay. — In Sagor, Nagpur und in dem Verbudha-gebiet sind wieder drei neue einheimische Infanterieregimenter für die Armeen von Bengalen ausgehoben worden, welche die letztere jetzt nicht ganz allein auf dem Papier existirt. Im Süden des Mahattalandes sind Kurnen ausgehoben, doch sollen dieselben keinen bedenklichen Charakter tragen.

Wochenschau.

Der Inhalt voriger Woche, so weit er in unser Bereich fällt, läßt sich kurz in folgende Sätze zusammenfassen: Dänemark hat in der polizeihafte Frage endlich geantwortet, Preußen seine Einwendungen gegen die Donauschiffahrtsakte veröffentlicht, in London hat das Innenministerium seine neue indische Bill eingebracht, die Ministerkrise, welche in Kopenhagen drohte, ist vorüber; in Bosnien, in China, im Mormonenlande ist noch Alles beim Alten.

Deutschland.

Die dänische Erklärung in Betreff Holsteins. — Der jetzt bekannt gewordene Wortlaut der dänischen Erklärung auf die letzten Bundestagsbeschlüsse hat in Frankfurt wenig befriedigt. Nach dem Eindruck, welchen dieses Attentat hervorgebracht hat, steht nicht zu vermuten, daß die Annahme der in demselben enthaltenen Vorschläge eine so allseitige sein werde, wie von verschiedenen Seiten behauptet wird. Man bezeichnet die Anerbietungen Dänemarks in den politischen Kreisen Frankfurts fast allgemein als ungenügend, weil dieselben den wohlgegründeten Forderungen des Bundes nicht entsprechen und durchaus keine positiven Anhaltspunkte für die Abstellung der von Seiten Deutschlands erhobenen Beschwerden darbieten. Schon der Vorbehalt, welchen das fopenhagener Kabinett zur Wahrung des Entscheidungsrechts des dänischen Reichsraths in Betreff jeder durch die Reichsanträge der deutschen Herzogthümer bedingten Abänderung der Gesamtverfassung gemacht hat, ist vollständig geeignet, Bedenken wegen eines günstigen Ergebnisses der von Seiten Dänemarks vorgeschlagenen weiteren Verhandlungen zu erregen; die in einer fopenhagener Korrespondenz der „amburger Nachrichten“ enthaltene Andeutung, die dänische Regierung habe in Bezug auf ihre jetzt dem Bundestag zugewandene Erklärung sich vorher mit den deutschen Großmächten verständigt, beruhet — was Preußen betrifft — offenbar auf Grund. Letzteres daß beratende Vorschläge weder vorher gestellt, noch auch nur erlassen.

Die Einwendungen Preußens gegen die Donauschiffahrtsakte. — Die Einwendungen Preußens gegen den Vertrag vom 7. Nov. 1857, welchen England, Frankreich, Rußland, Preußen und Sardinien der Reuthebung der Pariser Konferenz unterbreitet wissen wollen, während Oesterreich, die Pforte, Bayern und Böhmen demselben nur zur Notiznahme vorlegen wollen, sind jetzt bekannt geworden. Sie betreffen indeß nur Neben-sachen. Preußen will die direkte Durchfuhr auf der Donau für alle Waaren ohne Unterschied, d. h. gleichviel ob sie in Oesterreich u. Monopol sind, frei haben, will das Recht der Abgabe den Seeschiffen, welche sich ohne Beschränkung von Hafen zu Hafen an der unteren Donau bahren und Personen befördern, erhalten wissen und tritt dem Vorbehalte Nuffig aufzuerlegenden Schiffahrtsabgaben entgegen. Nach diesen Forderungen liegen die Interessen Preußens und Oesterreichs nicht eben weit aus einander.

Die Frage wegen einer Regentenschaft in Preußen. — Es ist in der letzten Zeit viel davon die Rede gewesen, daß die preussische Kammer die Entscheidung der Frage, ob eine Regentenschaft eintreten habe, an

des Kommodore v. Wüllerstorff-Urbair, die Revue in Stellenbosch zu besuchen und diesen Besuch gleichzeitig mit einem Ausflug nach einigen anderen sehenswerthen Punkten der Umgebung zu verbinden. Ich bemühte mich nun rasch, die wichtigsten Geschäfte in der Kapstadt selbst abzuhandeln und die Bekanntschaft der ersten Landesautoritäten, sowie der angesehensten einheimischen Naturforscher und Aerzte zu machen, um bereits in den nächsten Tagen die beabsichtigte Exkursion in Ausführung zu bringen. Es ist hier nicht der passende Moment, um der vielen ehrenvollen Auszeichnungen umständlich zu gedenken, welche mir sowohl, wie meinen Kollegen von dem Gouverneur der Kapkolonie, Sir George Grey, und anderen politischen Autoritäten des Landes in so zarter Weise zu Theil wurden, oder auf jene zahlreichen Aufmerksamkeiten näher einzugehen, welche uns die Männer der Wissenschaft in der Kapstadt erwiesen; gleichwohl möchte ich eines Besuches noch flüchtig Erwähnung thun, der mir Anlaß gibt, auf eine merkwürdige Erscheinung des Kaplandes zu sprechen zu kommen. Es ist dies mein Besuch bei dem Rev. Thompson, an den ich mittelst eines Zirkularschreibens vom Direktor der londoner Missionsgesellschaft empfohlen war, deren Hauptagent Ersterer in der Kapkolonie ist. Ein vertrauter Freund Livingstone's, des eifrigen Durchforschers Centralafrikas, besüß Dr. Thompson eine kleine, aber werthvolle Sammlung interessanter naturhistorischer und ethnographischer Gegenstände aus jenen noch so wenig bekannten Distrikten, von denen mir derselbe mehrer zum Geschenk machte. Unter den letzteren befanden sich einige Exemplare jenes „berüchtigten“ kleinen, aber furchtbaren Insektes, der Tsetsefliege (*Glossina morsitans*), welche, harmlos für den Menschen, unter Pferden und Rindern durch ihren Stich so schreckliche Verheerungen anrichtet, daß einzelne Landstrecken dadurch gar nicht bewohnbar sind, ja daß sogar oft schon die bloße Passage derselben von Karawanen für die Thiere tödtlich erweist.

Die Tsetsefliege wird hauptsächlich nur in Gebüsch, Ge-

sträuchern, dagegen höchst selten im offenen Lande angetroffen. Sie hat einen bestimmten Verbreitungsbezirk im Südwesten des Kaplandes, den sie niemals wechselt oder ausbeht. Der Landwirth mag sein Rindvieh ruhig an der einen Seite eines Flusses weiden lassen, obgleich das entgegengesetzte Ufer Schwärme jenes gefährlichen Insektes umhüllen. Sind die Eingeborenen,

auf welche Eigenschaft besteht in der Domestizierung von Thieren, welche Hausthiere für dieses Gift empfänglich macht. Kann der Mensch vom physiologischen Standpunkte aus nicht ebenso gut als ein Hausthier betrachtet werden, wie der Hund? Und ist es überhaupt festgestellt, daß das Insekt es ist, welches die Thiere tödtet?

welche genau die Lokalitäten, wo die Tsetsefliege haust, kennen, aus was immer für einem Grunde gezwungen, die Weidplätze zu ändern und ein Territorium der Tsetsefliege mit ihrem Viehstand zu überschreiten, so wählen sie in der Regel eine mondhele Winternacht, da dieses Insekt während der Stunden der Ruhe in der kalten Jahreszeit angeblich nicht beißen soll. An Umfang ist die Tsetsefliege etwas kleiner als unsere gewöhnliche Zimmerfliege, aber ihre Flügel sind länger. Gleichwohl führt ihr Biß ein Gift mit sich, nicht minder tödtlich wie das der giftigsten Schlange. Der Biß von 3 bis 4 solchen Insekten ist hinreichend, einen ausgewachsenen Ochsen zu tödten. Manche Thiere sterben bald nach dem Biß, besonders wenn sie vollkommen gesund sind, oder bei starkem Regenfall; viele hingegen sterben noch Wochen lang dahin und erblinden zuweilen sogar, bevor sie verenden. Ein merkwürdiger Umstand ist es, daß z. B. auf Hunde, obgleich von Milch genährt, der Biß der Tsetsefliege tödtlich wirkt, indessen Kälber und andere junge Thiere, solange sie saugen, vor der bösen Wirkung der Tsetsefliege völlig sicher sind. Die Gefahren scheinen sich blos auf Hausthiere zu beschränken, wilde oder verwilderte Thiere, Ochsen, Buffalos, Pferde, Zebras, Hunde, Schakale u. s. w. haben nicht das Geringste von diesem Insekt zu leiden, ja noch mehr, es verwundet den Menschen ohne die geringsten üblen Folgen. Das Gefühl, welches ihr Biß auf der Hand oder einem andern Theile des menschlichen Körpers verursacht, wird von durch Tsetse-distrikte Reisenden mit dem eines andern kleinen, zwar nicht gefährlichen, aber höchst lästigen Insektes, des Flohes, verglichen. Unwillkürlich drängt sich die Frage



Die Erdumseglung der Novara: Baine's Cloof in der Kapkolonie eint. Nach einer Originalzeichnung von J. Sellens.



Die Erdumseglung der Novara: Fest des freiwilligen Corps der Kapkolonie in Stellenbosch. Nach einer Originalzeichnung von J. Sellens.

Aus dem Gefagten ist leicht erklärlich, wie die Tsetsefliege, obgleich für den Menschen harmlos, denselben gleichwohl indirekt in die größten Gefahren bringen kann. Viele Reisende, deren Zugochsen und Pferde durch dieses pestartige Insekt getödtet worden waren, sahen nicht nur ihren Reisezweck vereitelt, sondern auch ihre persönliche Sicherheit durch den Verlust aller Beförderungsmittel ernstlich bedroht. Dr. Andersson erzählt in seinem schönen Werke über den Ngami-See, daß einige 20 Griquas, welche sich im Nordwesten des Sees auf einer Elefantenjagd befanden und mit drei großen Waggons und zahlreichen Zugochsen und Pferden versehen waren, bis sie wieder zum See zurückkehrten, ihren ganzen Viehstand durch den Biß der Tsetse verloren hatten. Wenn ich bei Beschreibung der Verheerungen dieses so sehr gefürchteten Insektes länger verweilen, als ich vielleicht im Interesse dieser Zeilen sollte, so geschah dies hauptsächlich, weil nicht genug auf die peinlichen Schwierigkeiten hingewiesen werden kann, welche sich den Reisenden und Ankömmlingen in jenen unwirthbaren Gegenden entgegenstellen und wie häufig nicht bloß wilde reisende Thiere, sondern selbst kleine, unscheinbare Insekten das Leben des Auswanderers gefährden, und für die Zukunft ganzer Länderstrecken maßgebend werden können. *)

Am 7. Dft. früh 5 Uhr verließ ich in Begleitung des

*) Wer sich über die Naturgeschichte der Tsetsefliege, ihrer Verheerungen und ihren Einfluß auf die Distrikte, in denen sie haust, näher unterrichten will, wird höchst schätzenswerthe Mittheilungen finden in den Transactions of the Royal Geographical Society, Vol. XX, p. 148; Proceedings of the London Zoological Society, p. 217; Charles John Andersson: Lake Ngami, or explorations and discoveries during four years wanderings on the wilds of Southwestern Africa. London 1855. — Dr. Thompson gab mir auch ein Stäbchen Wurzel, fly-root genannt, die von einer Parasite herrührt und deren Abkud von den Eingeborenen als ein Gegengift gegen den Biß der Tsetsefliege betrachtet wird. Da mir Dr. Thompson leider keine bestimmteren Mittheilungen über diese Wurzel zu machen im Stande war und Blätter, Blüten u. s. w. fehlten, so konnte weder eine wissenschaftliche Bestimmung erfolgen, noch sonst ein Vortheil für die Wissenschaft daraus gezogen werden.



Die Erdumgehung der Kovara: Baine's Gloom in der Kapkolonie jetzt. Nach einer Originalzeichnung von J. Selleny.

Dr. Hochstetter und des Malers Selleny die Kapstadt, in einem leichten Wagen mit zwei Rädern und vier Pferden, ein Gespann, das allerdings für eine Nachmittagsfahrt nach dem Prater geeigneter schien, als für eine wenn auch noch so kurze Reise in's Innere Südafrika's. Denn wer sollte glauben, daß die Straßen und Hauptverkehrswege der Kapkolonie an der Süd-

spitze des unbekannten durch den Einfluß des englischen Elementes und durch die geognostische Beschaffenheit des Bodens sich in einem bessern Zustande wie manche Vicinalwege Europa's befinden, und daß das Auge des nordischen Reisenden hier Kunststraßen begegnet, welche, indem sie den schönsten ähnlichen Bauten des Mutterlandes an die Seite gestellt zu werden verdienen, dem Beschauer häufig einen Ausdruck des Staunens entlocken. Unser Kutscher war ein Malaye, mit einer jener wunderlichen schirmartigen Kopfbedeckungen aus Stroh geflochten, welches die dienende, namentlich aber die malayische männliche Bevölkerung der Kapstadt kennzeichnet. Die Malayen werden als besonders geschickt im Pferdeleiten betrachtet, und stellen daher zur ehrbaren Klasse der Kutscher ein namhaftes Kontingent. Dem unserigen war ein Gehülfe beigegeben, der neben ihm am Vorderfuß des Wagens Platz nahm und, wie ich anfänglich glaubte, dazu bestimmt war, die Pferde besser zu warten, den Wagen mehr in Ordnung zu halten und im Falle irgend einer Gefahr helfend und schützend beizustehen. Wie ich aber bald sah, war der zweite Malaye nur dazu da, als Ballast zu dienen, damit der zweirädrige Wagen nicht zu viel auf eine Seite hänge, wogegen der trostlose Zustand des Gespanns ihn jeder Sorge vor einem Durchgehen desselben überhob. Der Kutscher Nr. 1 hieß Abdul Mustapha und war der Sohn eines malayischen Priesters. Wie sein Vater die Geschichte leichtgläubiger Muselmänner, so lenkte er geschickt die zu weilen flüchtigen Pferde, so daß wir bereits gegen 9 Uhr früh ohne den kleinsten Unfall in dem zehn englische Meilen von der Kapstadt

entfernten Städtchen Stellenbosch anlangten. Mich wunderte das Abenteuerlose unserer Fahrt um so mehr, als es bei der sehr lebhaften Wagenfrequenz der Straße zwischen der Kapstadt und Stellenbosch fortwährend, bald rechts bald links auszuweichen gab; denn in der Kapkolonie ist man noch nicht wie in Wien zu dem löblichen Gebrauch gekommen, rechts zu fahren und rechts



Die Erdumgehung der Kovara: Landschaft am Breedsflusse in der Kapkolonie. Nach einer Originalzeichnung von J. Selleny.

auszuweichen. Wir begegneten mindestens hundert Lastwagen mit 12, 16 und sogar 20 Ochsen bespannt, welche Lebensmittel, Wein u. s. w. nach der Stadt führten. Es besteht hier die sonderbare Sitte, vor jeden Lastwagen, selbst mit geringer Ladung, eine große Anzahl Ochsen vorzuspannen, so daß man annehmen kann, daß 2000 Ochsen bloß auf dieser einzigen Strecke im Zuge sich befinden. Die Wagen, für lange Reisen eingerichtet und mit einem formlichen Wohnzimmer versehen, sind über 18 Fuß lang, so daß das ganze Fuhrwerk inklusive des Gespanns oft 20 bis 30 Klastern (120 bis 180 Fuß) einnimmt. Die Wagen, in denen reisende Familien oft viele Tage und Nächte zubringen müssen, sind ganz gedeckt und mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen; die gewöhnlichen Fuhrwagen welche nur zum Waarentransport dienen, sind bloß rückwärts mit einem Schuppboden überzogen, unter welchem der Fuhrmann in der Regel des Nachts (und nur zu oft auch bei Tag) schläft und seine Habseligkeiten aufbewahrt hat, da Reisen aus dem Innern oft mehre Wochen dauern. Die Ochsen sind schöne, kräftige Thiere, und bei einer zweckmäßigen Verpflegung würde die Hälfte derselben Dienste leisten. Wahrhaftig überausreichend ist der Zustand der Straßen, die weit besser sind als die meisten Verkehrswege in Ungarn, Polen, Böhmen. Sie erinnern mich vielfach an die sogenannten Plankstraßen in den Vereinigten Staaten und britisch Kanada.

Stellenbosch gilt nicht nur als die älteste, sondern auch als die schönste Ansiedlung der Kapkolonie. Sie hat völlig den Typus eines holländischen Städtchens. Die Straßen sind breit, mit reifigen Gehäusen bepflanzt, die herrliche Alleen bilden. Die Hauptkultur seiner ungefähr 4000 Einwohner ist Wein, Getreide, Früchte. Durch das Herbeistellen von Besuchern und Theilnehmern an der Revue des Freiwilligenkorps hatten die Straßen ein ungemein belebtes Aussehen. Vor jedem Hause saß oder stand ein Kreis von Menschen, gleichsam als könnte das Innere derselben die Menge der zukünftigen Zuschauer und Gäste nicht bestim实施en. Auch wir hatten ziemlich viel Sorge, bequeme Unterkunft zu finden, obgleich wir vom österreichischen Konsul in der Kapstadt, Hrn. Julius Wolfenthal, dem wir für seine Dienstfertigkeit zu vielfachen Dank schulden, an eine der angesehensten Familien von Stellenbosch sehr dringend empfohlen waren. Sie mehrte uns in die Stimmung einer sorglosen Hausmutter hineindenken, die den kleinsten Raum ihres Wohngebäudes, den ganzen Vorrath ihrer Speisekammer bereits den Gästen abgetreten hat, und noch immer neue Besucher ankommen sieht, mit desto größerem Wange sehen wir den Moment herankommen, wo unsere Kutsche vor der Verhüllung des Mythen von Schulte halten wurde, an den unser Empfehlungs schreiben lautete und der in diesem Augenblicke noch gar nicht ahnte, welche neue Ueberallung ihm und den Seinigen bevorstand. Zwar gibt es auch in europäischen Städten Schaumomente, wo die Ruhe des Familienlebens durch das Herbeistromen von Gästen empfindliche Störungen erleidet, wie z. B. die Avenchenamspromission in Wien, wo die Familien, an deren Fenstern der Zug vorübergeht, von Besuchern, Gouvernanten, Kindermädchen, größeren und kleineren Kindern wahrhaft maltrairt werden, aber dieses Gebränge und Gewirre dauert eben nur einen Augenblick, und zum Mittagessig setzt sich der Hausvater gewöhnlich wieder mit der nächtlichen Ruhe nieder, als ob sein häusliches Stilleben nicht die geringste Störung erlitten hätte, — hier aber kommt eine ganze Gesellschaft mit Sack und Pack, mit Wagen, Pferden und Dienern und bleibt gleich über Nacht da.

Auch wir waren fünf Personen und vier Pferde, welche nun im Begriff standen, die Gastfreundschaft des Mythen von Schulte in Anspruch zu nehmen. Eine junge, hübsche, rothwangige Frau kam jetzt zum Vorschein, übernahm mit einiger Befremdung den Brief, mit dem wir vom österreichischen Konsul in der Kapstadt an Mythen van Schulte bedacht worden waren, und verschwand damit im Innern des Hauses. Endlich bat man uns, einzutreten, den Wagen abladen zu lassen, und wies uns ein sehr niedliches Zimmer an. Nachdem man sich von dem ersten Schrecken, neuerdings Besuch ankommen zu sehen, erholt und die Entfernung erfahren hatte, aus welcher wir kamen, erwies man uns die größte Aufmerksamkeit und ließ uns die herrliche Aufnahme zu Theil werden.

Um 10 Uhr fuhren wir zur Revue, welche außerhalb des Städtchens auf den Wiesengründen der Umgebung, auf der sogenannten „Cottage farm“ abgehalten wurde. Eine große Menge von Zuschauern, die um das Zehnfache die versammelten Wehrkräfte überstieg, hatte sich eingefunden und den Exercierplatz mit einem Spalier von Wagen eingefasst, auf deren Erhebungen sich zum bequemem Ueberblick Frauen und Kinder in mehr oder minder malerischen Stellungen postirt hatten. Die Wehrmänner zogen mit dem Gouverneur Sir George Grey an der Spitze unter klingendem Spiel auf den Paradeplatz. Es mochten ungefähr 300 Kavaleristen und 200 Infanteristen zugegen sein. Auch einige Geschütze waren dabei. Die Wehrmänner trugen in ihrer höchst einfachen, aber äußerst zweckmäßigen Uniform (schwarze Hosen und Jacken mit Metallknöpfen und einer Mütze mit einigen Silberverzierungen) sehr hübsch und zielich aus. Nachdem die kleinen Truppenkörper gehörig aufgestellt waren, wurde erregert und manövriert und namentlich eine große Quantität Pulver verschossen. Die meisten Evolutionen gelangten vortreflich, besonders die Kavalerie leistete Ueberauschendes, wenn man in Betracht zieht, daß sie erst seit ein paar Monaten organisiert war. Freilich kam dem Einzelnen der Umstand zu Statten, daß jeder Südafrikaner ein vortreflicher Reiter ist, der schon als Kind Pferde lenken lernt. Auch bei dieser Gelegenheit unterließ der glückliche Sir George Grey nicht, uns Beweise seines Wohlwollens zu geben. Als derselbe die Naturforscher der Novara-Expedition unter den Zu-

schauern bei der Revue gewahrte, ritt er auf uns zu, nahm jeden freundlich bei der Hand, und stellte uns den anwesenden Autoritäten des Landes vor. Nach Beendigung der Revue geleitete er sich neuerdings zu uns, und indem wir zusammen einen Gang durch die Straßen machten, wies er bald auf Das, bald auf Jenes, was uns vielleicht interessieren konnte. So gar nach dem Zeltlager führte er uns, um uns mit den höchst erfindlichen Einrichtungen seines Zeltlagers bekannt zu machen und uns das bequeme, elegante Zelt zu zeigen, in dem er übernachtet. Als wir hierauf nach dem Regierungsgebäude (Treasury) zurückgingen und vor demelken bei einer Gasse stehen blieben, welche bereits an 200 Jahre zählte, kam ein Adjutant des Gouverneurs auf ihn zu und zeigte an, daß das Wahl, welches die Stadt Stellenbosch den Wehrmännern der Kapstadt zu Ehren gab, bereit sei. Sir George erbat sich vom Oberst der Wehrmänner die Erlaubnis, sich als Gast mitbringen zu dürfen, und lud mich hierauf ein, ihn zur Tafel zu begleiten.

Unter einer prachtvollen Eichenallee im Innern des Treasury war an einigen unabsehbaren Tischen eine großartige Tafel hergerichtet. Das Wahl bestand weniger aus einem Diner als aus einem Luncheon, einer Art kaltem Gabelstübchen, das man sitzend zu sich nahm. Ueber 600 Wehrmänner hatten sich um die mit Speisen und Getränken reich besetzte Tafel versammelt, und dies Mal sah man es noch deutlicher, wie bei der Revue, daß jeder Einzelne ein „Freiwiliger“ war. Die Stimmung der Theilnehmer schien eine ungemein heitere und unangelegene, und wurde noch gehoben durch eine vortrefliche Musik, welche von Zeit zu Zeit zwischen den lauten Gesprächen ertönte. Eine große Anzahl von Damen und Herren hatte sich in einiger Entfernung als Zuschauer versammelt und rückte der Tafel in dem Maße näher, als der Moment der Tafel heran kam.

Die Reihe der Trinksprüche eröffnete der volkshämliche: auf das Wohl der Königin von England, und die Bande spielte God save the Queen dazu. Nach einer kurzen Pause erhob sich der Bürgermeister von Stellenbosch und drückte eine große Freude darüber aus, daß ein Mitglied der Novara-Expedition unter der Ägide eines hochherzigen österreichischen Prinzen, im Interesse der kaiserlichen Marine und zur Förderung der Wissenschaft unternommen, bei diesem Festmahl anwesend sei. Er benutzte diese Gelegenheit, um einen Toast vorzuschlagen, auf das Wohl des Kaisers von Oesterreich, den treuen Verbündeten Englands (the faithful Ally of England). Schwerlich hatten selbst in der Kapstadt warmfühlernde Patrioten das Wohl Franz Joseph I. mit inniger Begeisterung ausbringen können, als die Wehrmänner der Kapkolonie an der südlichen Spitze Afrikas. Es war einer der ergreifendsten Momente meines Lebens! Ja, ich fühlte mich so glücklich, mein geliebtes Vaterland in solcher Weise ausgezeichnet zu sehen, daß ich gern hätte jedem Einzelnen um den Hals fallen mögen, als diese biederen Naturen mit unendlichem Jubel die Worte des Bürgermeisters wiederholten und mit entlosten Haupten die Gläser hoch in die Luft schwenkten, während die Musikbände „Gott segne den Kaiser!“ dazu spielte.

Als in der erregten Gemüths einigermaßen Ruhe zurückgekehrt war, fragte mich der Gouverneur, ob ich vielleicht einige Worte zu erwidern wünschte. Ich zögerte einen Augenblick, erbat mit Hierauf jedoch die Günst und drückte — so weit es mir in einem fremden Idiom möglich war — meinen Dank für die Ehre aus, die meinem Vaterlande, meiner Nation erwiesen wurde, indem man in diesem bedeutungsvollen Kreise die Gesundheit des Kaisers von Oesterreich ausbrachte; ja ich konnte nicht unterlassen hinzuzufügen, „wie sehr es mich erfreute und übertraute, in einem Lande allen Elementen europäischer Civilisation wieder zu begegnen, das man in der Regel als nur von halbwilligen Volkstammern, von ganz wilden Thieren bewohnt annimmt, und den gebildeten Ansehler darin in einem Zustande trauriger Verkommenheit vermuthet.“ Aber das sei eben das Verdienst der Anglo-Sachsen: wo immer er seinen Fuß hinsetzt, da läßt er unaussprechliche Spuren seiner Gegenwart zurück, da ziehen mit ihm Fortschritt und Christenthum ein; und darum — rief ich, das volle Glas emporhebend — England for ever! — Diesem Trinkspruch folgten nun jene auf das Wohl des Gouverneurs, des edlen, hochverdienten Grey, und einige andere hervorragende Persönlichkeiten, die sich um die Bildung der Bürgerwehr Verdienste erworben hatten. Abends war ein engerer Kreis im Saale des Bürgermeisters zum Souper versammelt. Hier traf ich einen Deutschen Namens Schröder, aus Schleswig-Holstein, welcher seit 10 Jahren als Arzt in Stellenbosch lebte und dem ich viele interessante Mittheilungen über das Aussehen der Kolonie und die schönen Aussichten verdanke, welche sich dem europäischen Ansiedler in diesem zukunftsreichen Lande eröffnen.

Am Tag nach der Revue brachen wir, schon in frühen Morgenstunden, nach dem vier Stunden von Stellenbosch entfernten Dorfe Pearl (Perle) auf. Wir waren als Fremde nach dem glücklichen Stellenbosch gekommen, und schieden jetzt wie von alten Freunden; die ganze Familie, die auf uns vollkommen den Eindruck eines holländischen Stillebens machte, gab uns bis zum Wagenschlag das Geleit und die würdige alte Mutter unsers Hauswirthes, eine Matrone von echtem Schrot und Korn, war sichtbar bewegt, als sie die Reisenden, die über den Ocean den Weg bis in ihre abgeschiedene Behausung gefunden, wol für immer, wieder scheiden sah.

Pearl ist ein ungemein gerliches Dorf, das nur eine einzige, sehr lange Straße besitzt und ungefähr 3000 Einwohner zählt, die sich hauptsächlich von Weinbau nähren. Wir hatten ganz das Gefühl, durch ein deutsches Dorf zu fahren, wozu wol die von der europäischen wenig verschiedene Kultur weitestlich beigetragen haben mag. Nichts erinnerte daran, daß wir uns in Südafrika, so nahe den Hottentotten, Busdmännern und Kaffern befanden. Alle die einzelnen Gehöfte waren außerordentlich reinlich gehalten und trugen das Gepräge des Wohlbehagens ihrer Bewohner. In Wellington, dessen Hauptkultur ebenfalls Wein und Obst ist, und das ungefähr 2000 Einwohner zählt, wie bereits eine Banf mit einem Stammkapital von 45,000 Pf. St. in 4500 Aktien zu 10 Pf. St. vertheilt. Die Banf lehnt auf Grundstücke und andere Hypotheken gegen sechs Prozent Verzinsung, und ist von unermeßlichem Vortheil für den kleinen Grundbesitzer. Auch einige recht hübsche Kirchen zählt Wellington. Als wir des Abends von einem Spaziergange in's Dorf zurückkehrten, sahen wir die Reformed Dutch Church vom Kerzenlicht erhellt, und aus ihren lichten, schönen Räumen ertönte der erhebende Gesang frommer Christen in die Nacht der Berge hinein.

Die Straße nach Worcester, wohin wir am nächsten Morgen unsere Reise fortsetzten, führt über einen großartigen Paß, Vaine's Kloof, nach dem Gebirge Vaine so genannt. Dieser großartige Bau wurde unter dem früheren Gouverneur Sir Harry

Smith durch Sträflinge ausgeführt und erst im Jahre 1853 vollendet. Derselbe führt den Weg nach dem Städtchen Worcester bedeutend ab und erleichtert weitestlich den Verkehr der Kapstadt mit diesem fruchtbaren Distrikt, der früher fast ungangbar war.

Es war ein sehr glücklicher Gedanke Sir Harry's, diesen Bau durch Sträflinge ausführen zu lassen, was nicht nur diesen in guter, geundeter Lust eine der Menschheit nützliche Thätigkeit verschaffte, sondern auch die Kosten derselben bedeutend verminderte. Gegen 7 Uhr früh, als wir den höchsten Punkt des PASSES erreichte, wehte ein heftiger Südwind. Das hunderttheilige Thermometer zeigte 13°, in der benachbarten Bergquelle in's Wasser eingetaucht, fiel dasselbe auf 9° 2'. Südwinde sind hier vorherrschend, namentlich im Sommer, wo dieselben oft große Verheerungen anrichten. Alle Baumfröhen haben daher auch eine nordwestliche Richtung.

Gegen 11 Uhr früh erreichten wir Darling-bridge, nach dem Gouverneur Darling so genannt, die schöne Brücke des Landes, welche über den Breede Rivier (holländisch: breiter Fluß) führt, von den Engländern Bred- (brid-) Rivier genannt, was fortwährend zu Irrungen Anlaß gibt. So oft wir an irgend einem interessanten Punkt stille hielten, entwickelte sich sogleich eine vielfältige Thätigkeit: Dr. Hochstetter geologirte oder nahm mit dem Quecksilberbarometer Höhenmessungen vor; Selwyn skizzirte oder malte, während ich Temperaturbeobachtungen machte, botanisch oder eben Geologisches und Geographisches in mein Notizbuch niederrieb. Auf diese Weise konnte in verhältnißmäßig kurzer Zeit so manches geleistet werden.

In der Nähe von Darling-bridge ist ein Pachhof, in dem man Unterkunft und Verpflegung findet und wo, — als einer Poststation — zugleich Briefe zur Weiterbeförderung aufgegeben werden können. In der Gaststube trafen wir mit einigen Familien aus Graaf-Reinet zusammen, die sich auf dem Wege nach der Kapstadt befanden und schon 21 Tage unterwegs waren. Die Mächtige mußten sie in ihrem Wagen oder unter Zelten im Freien zubringen. Auch ein Missionar aus Worcester war darunter, ein Quäker, welcher sich zur Eröffnung der geistlichen Synode nach der Kapstadt begab und uns in der Gile einige Empfehlungen an seine Freunde in Worcester mitgab. Von Wellington nach Darling-bridge durch das Josaphat-Thal sind 18 englische Meilen, von Darling-bridge durch das Breede Rivier Thal nach Worcester ist ungefähr dieselbe Entfernung. Unsere Pferde waren sehr ermüdet, und obgleich der Weg völlig eben und vortreflich war, so kamen wir doch erst gegen 5 Uhr Abends in Worcester an. Gewisse Leute nehmen gleich beim ersten Anblick für sich ein — sie bestechen wie manche Menschen durch den ersten Eindruck. Worcester ist ein solcher Ort, sichtlich, lauter, vor jedem Gäßchen Rosenquirlen, und rings umschlossen von gar hohen, aber ungemein romantisch gruppierten hohen Bergen, von einer grauen Tinte, die dem landschaftlichen Gemälde eine eigenthümliche magische Färbung gibt. Worcester, eine Schöpfung von Göttern, zählt ungefähr 4200 Einwohner, seine Hauptkultur ist Weinbau und Schafzucht. Es gibt Bauern, welche bis zu 3000 Schafe haben. Mehrere Bewohner von Worcester, besonders Dr. Greflin, Missionar der Rheinischen Brüdergemeinde, und Dr. Reynard nach der Epistopalische erwiesen uns große Aufmerksamkeit. Letzterer kam unangefordert zu uns in's Hotel, begrüßte uns als Fremde und lud uns zu sich in seine Wohnung ein, indem er bemerkte, daß er einige sehr interessante Betrefskaffen aus der Umgebung von Baunfort, ungefähr 400 Meilen nordwestlich von Worcester, besäße. Wir überzeugten uns insofern, daß die Sammlung des Herrn Reynard bei weitem nicht das wissenschaftliche Interesse besaß, das er derselben beilegte. Nach seiner Aussage aber muß Baunfort wirklich ein klassischer Boden für den Paläontologen sein, indem sich da selbst eine sehr große Anzahl fossiler Thiere und namentlich fossiler Reptilien vorfinden können.

Dr. Greflin, ein Heide von Geburt, hatte die besondere Güte, uns am nächsten Morgen nach den heißen Quellen von Brandvalley zu begleiten. Der Weg dahin, von der Hauptstraße ab durch ein gegenwärtig am Ende der Regenzeit vielfach überschwemmtes Thal führend, war für unsere Pferde außerordentlich anstrengend, und ohne die Theilnahme Dr. Greflins, welcher den Weg genau kannte und die Leitung des Wagens durch die schauerhaften Sümpfe und Untiefen persönlich übernahm, hätten wir wahrscheinlich auf halbem Wege wieder umkehren müssen oder wären, was noch schlimmer gewesen, hängen geblieben.

Nur mit großer Mühe gelangten wir durch das Thal von Worcester nach den Ufern des Breede Rivier. Mehrere Male mußten wir, um die Fortbewegung des Wagens zu erleichtern, eine ziemlich geraume Zeit aussteigen und bis über die Kniekehlen im Wasser waten. Einmal wurde der Sumpf so tief, daß wir uns auf dem Rücken unserer Malayen, der sich halb entkleidete, einer nach dem andern hindurch tragen ließen, um nicht mit Zweidrittheilen des Körpers in den Morast zu sinken. Nach 7 Uhr früh erreichten wir endlich das Ufer des Breede Rivier. In der Nähe desselben ist ein Bauernhof (Boeren plaats), dessen Eigenthümer es als eine Quelle des Erwerbes betrachtete, Reisende bei hohem Wasserstande in einem kleinen Kahn über den Fluß zu legen. Wagen und Pferde werden schwimmend hinüberbefördert. Es herrschen hier zuweilen ähnliche Schwierigkeiten, wie in den Staaten von Central-Amerika, wo ich es während der Regenzeit selbst erlebte, einige Tage lang an den Ufern von Küssen zurück gehalten worden zu sein, die nicht ohne Lebensgefahr passirt werden konnten. Bei niedrigem Wasserstande reitet oder fährt man ohne Schwierigkeit durch den Fluß. Im Sommer lernen mehr Stellen des Flusses sogar vollkommen austrocknen. Gegenwärtig (Oktober 1857) hatte derselbe eine Breite von 150 Fuß und eine Tiefe von 28 Fuß. Man ging ganz systematisch zu Werke. Zuerst wurden die vier Pferde, bis über den Hals in Wasser schwimmend, nur an Stricken hinübergezogen, hierauf brachte man die sämtlichen Gepäckstücke u. s. w. nach dem entgegengesetzten Ufer. Endlich kam Fuhrwerk und Menschen daran. Man glaubte den oberen Theil des Wagens über dem Wasser schwimmend erhalten zu können, indem man die Vorrichtung gebrauchte, rückwärts zwischen den Rädern ein leeres, wohlverhülltes Raß festzuheben. Hatte man zu beiden Seiten des Wagens ein solches Raß angehängt, so wurde man den beabsichtigten Zweck auch sicher erreicht haben; aber ein einziges war nicht hinreichend, das Gleichgewicht zu behaupten. Je mehr der Wagen sich vom Ufer entfernte, desto tiefer sank er in's Wasser, bis derselbe endlich in der Mitte des Flusses gänzlich das Gleichgewicht verlor, umhürzte und nichts als der oberste Theil eines Rades aus dem Wasser ragte!

(Schluß folgt.)



Briefwechsel mit Allen für Alle.

Herrn R. in Hamburg. — Ihre Gründe vermochten uns nicht zu einer andern Ansicht von der vorgeschlagenen Theilung Preußens in eine Ost- und Westhälfte — denn das ist und bleibt Ihr Vorrecht unter allen Umständen — zu befehlen. Viribus unitis! Einigkeit macht Kraft, heißt das Sprichwort. Einigkeit macht Härter.

Herrn M. N. in A. — Die Seefrankheit rührt nicht, wie bisher fast allgemein angenommen wurde, von einer Einwirkung über den Kopf her, welche durch die Bewegung des Schiffes den Unterleibsorganen mitgeteilt werden, sie entsteht vielmehr aus den Störungen, welche der Blutlauf theils durch das feste, theils durch das in der Richtung der Längsachse stattfindende Schwanen des Schiffes erleidet. In Folge dieser Störung tritt aber nicht eine Gehirnerschütterung, sondern vielmehr ein solcher Mangel an Zufuß von Blut nach dem Gehirn ein, daß dieses Nervencentrum nicht mehr in dem erforderlichen Grade gereizt wird. Die Seefrankheit rührt von einem hypochondrischen Zustande des Gehirns her, und ganz besonders beobachtet man am meisten gegen Ende der Operation bei Personen, denen man schon vor dem Sinken zur See läßt. Beobachtet man eine Person, die von der Seefrankheit ergriffen wird, so wird man wahrnehmen, wie sie erbleicht, wie die Extremitäten erstarren, die Nügel blau werden, wie dieselben im Eintreten eines Anfalls des Bewußtseins der Fall ist. Es widersprechen deshalb Theorien der Seefrankheit am häufigsten, bei welchen die Zirkulation des Blutes vorzüglich in Betracht kommt, welche durch Reibebewegung und körperlische Arbeit unterhalten. Ganz keine Rinder, bei denen das Herz ein verhältnismäßig sehr kleines Volumen hat, werden von der Seefrankheit nicht oder nur in sehr geringem Grade befallen. Thiere, namentlich Vierfüßler, leiden daran weniger als der Mensch, weil sich bei ihnen das Hirn ziemlich in der horizontalen Lage befindet, wie das Herz. Unter den Vögeln leiden diejenigen, welche sich am ruhigsten verhalten, welche sich am wenigsten auf das Verdeck an die freie Luft begeben, am längsten und schwersten, und unter der eigentlichen Seefrankheit bekommen diejenigen am häufigsten Anwandlung von der Seefrankheit, welche die leichtesten Dienste verrichten; deshalb Offiziere öfter, als die kräftig arbeitenden Matrosen. Nummer und Rangemerkmal prädisponieren zur Seefrankheit, während Alles, was auf Belohnung und Erleichterung hinwirkt, derselben entgegen arbeitet. Durch schnelles und kräftiges Atmen kann man sich eine Zeit lang vor der Seefrankheit schützen; jedoch werden die Respirationsmuskeln bald dadurch erschöpft. Zur Vermeidung oder Verminderung schlägt Dr. Bellarin vor, daß man in einem geschmeidigen Gelfaß hängenden Leinwand bleiben möge, da hierdurch das Schwanen des Schiffes bedeutend gedämpft wird. Sodann rät er, den Blutlauf möglichst thätig zu erhalten und lebhaft zu machen. Dazu dienen warm, aufsteigende Getränke. Auch ein Gürtel ist zweckmäßig, weil er dadurch, daß er den Eingeweiden eine feste Lage gibt, das Blut nach dem Kopfe treibt. Von eigentlichen Heilmitteln empfiehlt Bellarin: Opium, eifriges Aromenium und ähnlich wirkende Mittel. In Uebelleit bereits eingetreten, so verschaffen Zitronenöl oder aromatische Mittel eine Erleichterung, am meisten aber die horizontale Lage im Hängestuhl. Das auch Erhaltenen hilft, haben wir bereits mitgeteilt.

Herrn B. G. in D. — Ihre beiden Manuskripte erhalten. Beiden Dank! Herrn J. S. in S. — Golo Kaimann (Pseudonym) lebt gegenwärtig in Rom; Theob. Mügge ist am 8. Nov. 1806 in Berlin geboren; Rob. Giesecke um das Ende der zwanziger Jahre zu Posen.

Herrn G. in R. — Die Andamanen-Inseln, von denen die größte dem König von Siam zum lebenslänglichen Verbannungsort angeteilt ist, liegen im Bengalischen Meerbusen, an der Küste von Siam. Die Einwohner sind Völke von negartem Aussehen, ein armes Volk, das mit Roth sein Gesicht und sich gegen die vielen Insekten nur dadurch schützen kann, daß es sich den ganzen Leib mit Asch und Wurzeln überzieht. — Die Namen der einzelnen Inseln sind: Groß-Andaman, Klein-Andaman, Warren, Rattendonk, Kotos und Preparis. Groß-Andaman ist 90 Meilen groß, gebirgig und mit Gärten, Terebinth- und Lärchenbäumen bewaldet; die Insel zählt ungefähr 2000 Einwohner und ist sehr ungesund.

Herrn F. Z. in T. — Pulver und Kräutertee, über welche Sie uns befragen, sind uns noch nicht zu Gesicht gekommen, doch gehört die Art ihrer Verbreitung jedenfalls in die Kategorie, welche in der Regel auf einen Schwindel hinausläuft. Diese Maßnahmen wir schon deshalb, weil der eine der Vertreter dem Vernehmen nach das ästhetische Vertrauen sehr wenig verdient. Von den Auren gegen Epilepsie haben sich leider die meisten nicht bewährt, am allerwenigsten jene, welche man durch Wechseln mit erziehlen wollte. Anonymus in Leipzig. — Wo die Auswanderungsangelegenheit eine so hochwichtige Bedeutung erlangt hat, wie bei uns in Deutschland, ist es Pflicht der Presse, sie im guten Sinne zu leiten. Wir werden dies bis her, so auch weiterhin nach unserer Kräfte tun, ohne uns von einer andern Rücksicht als von der auf das Wohl unserer Landsleute beeinflussen zu lassen. Die neuesten Nachrichten und Werberläufe einer bestimmten literarischen Regierung sind uns bekannt, und wir sind bereit darauf bedacht gewesen, sie in einem demnächst zum Abdruck kommenden Artikel in das rechte Licht zu stellen. — Dabei soll auch das jüngst erscheinende, von Ihnen angeführte Werk nach demselben gewürdigt werden.

Herrn E. H. in B. — Mit dem Namen „Augenbutter“ können einige Kräfte nur eine Einwirkung der Augenlider bezeichnen, welche mit der Absonderung einer eigentlichen Flüssigkeit am Rande der letzteren einhergeht. Da der vergifteten Krankheit häufig ein allgemeines Leiden zu Grunde liegt, A. B. Kräftekrankheit, so dürfen wir Kräfte den Heilplan anordnen können, auch werden diese bestimmen müssen, ob man nach Benutzung feuchtwarmen Umschlages und milder Salben zur Anwendung der weißen Präparat die seine Zufuß nehmen muß.

Herrn G. F. in V. — Ein praktisches Verfahren zur Auflösung der Goutta serena ist folgendes. Es werden auf einen Theil Goutta serena neun Theile Weinsäure zugelegt — wobei, wenn die Masse dicker werden soll, auch mehr Goutta serena genommen werden kann — und die Mischung in einem Gefäß über freiem Feuer erhitzt, bis die Schmelzung und Auflösung der Goutta serena erfolgt. Die Lösung kann durch Reifigung von Harzstoffen, wie Schlämme, oder, Kienruß verschieden gefärbt werden. Soll damit Leder, Tafel oder Gage lackirt werden, so legt man der Lösung vorher Kienruß zu, damit die Stoffe gleichmäßig bleiben. Alle Stoffe, die man zum Härten der Mische anwendet, können der Lösung beigegeben werden.

Herrn D. D. in R. — Junge Obstbäume leiden, wenn sie beim Verpflanzen tiefer gesteckt werden, als sie in der Baumschule standen, und es ist wahrgenommen worden, daß 2 Zoll zu tief gepflanzte Bäume nach 15 bis 20 Jahren absterben, was in immer früheren Zeiträumen erfolgt, je tiefer sie gepflanzt worden sind. Bei 9 bis 12 Zoll vermehrt die Erde gehen sie schon im ersten Sommer ein.

Herrn D. R. in R. — Das Geheimnis eines der früheren Pferdehändler bestand einfach in der Anwendung einer plombrirten Reitpeitsche, womit er das Pferd jedesmal in das Gesicht schlug, wenn es sich seinem Geißel hingab. Andere wandten narzotische Mittel, Herbsäfte, Sungenuren und Aufhängen des Pferdes an, wodurch aber kein nur temporäre Erfolge erzielt wurden. Ein Herr King in London brachte mit Gewalt einen gewissen Herren der Schnauze, den sogenannten Empfindlichkeitsnerven. Er wies aus Cambridge endlich mannte das Einblasen von Luft in die Nütern des Pferdes mit Erfolg an.

Herrn E. M. in Leipzig. — Wir kennen die fragliche Gesellschaft nicht, vielleicht dürfte Ihnen ein Jurist oder Kaufmänniger die gewünschte Auskunft geben können.

Illustrirte Zeitung, am 10. April 1858.

Astronomische Erscheinungen 1858.

11. April. Sonnenaufgang 5 U. 17 M. Sonnenuntergang 6 U. 46 M.
12. April. Zeitgleichung + 0 M. 48 S. Saturn in Quadratur mit dem Sonne 0 U. 10 M. früh. Der Mond 4 U. früh im Äquator.
13. April. Mars, in der Nähe des Sternes β im Skorpion, geht 10 U. 20 M. Abends auf.
14. April. Reumond 0 U. 5 M. früh. Merkur geht 8 U. 47 M. Abends unter. Venus in Zusammenkunft mit dem Monde 11 U. 1 M. Abends.
15. April. Jupiter, im Widder, geht 9 U. 16 M. Abends unter. Merkur in Zusammenkunft mit dem Monde 10 U. 7 M. früh. Jupiter in Zusammenkunft mit dem Monde 10 U. 50 M. Abends.
16. April. Venus, im Widder, geht 8 U. 0 M. Abends unter. Der Mond, in der Nähe der Pleiaden, befindet sich 5 U. früh in Sträube. Uranus in Zusammenkunft mit dem Monde 8 U. 58 M. früh.
17. April. Saturn, in den Zwillingen glänzend, geht 2 U. 5 M. früh unter. Merkur in der größten nördlichen Breite 3 U. 54 M. früh. Der Mond befindet sich Abends in der Nähe des Sternes β im Stier.

Witterungsbeobachtungen zu Leipzig.

März 1858.	Barometer bei 0° par. Fr. 9 U. früh.	Thermometer 8 Uhr früh.	Thermometer 2 Uhr früh.	Thermometer 10 Uhr früh.	Mitteltemperatur Mittags.	Abweichung vom Monatsmittel.	Windrichtung und Stärke.
20	332.91	+ 3.9	+ 13.6	+ 6.0	+ 7.38	+ 4.77	SSW.
31	332.83	+ 5.9	+ 15.7	+ 7.9	+ 9.35	+ 6.74	SSW.
1	334.56	+ 9.0	+ 14.0	+ 7.0	+ 9.25	+ 2.58	SW.
2	333.32	+ 3.1	+ 7.3	+ 3.4	+ 4.30	+ 2.37	SW.
3	331.64	+ 4.8	+ 8.2	+ 6.2	+ 6.35	+ 0.32	WSW.
4	333.28	+ 7.2	+ 6.1	+ 2.8	+ 4.75	+ 1.92	W.
5	334.79	+ 2.4	+ 6.1	+ 0.3	+ 2.29	+ 4.38	NW.

Seit zu Ehren der Prinzessin Stephanie von Hohenzollern-Sigmaringen.

Wie alle Korporationen der hiesigen Bürgererschaft es als eine Ehrenpflicht ansehen, bei dem ersten Familienereignisse, welches die älteste Tochter des in ihrer Mitte lebenden Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen auf den portugiesischen Thron beruft, der hohen Braut vor deren Scheiden aus der Stadt, in welcher dieselbe die schönsten Tage ihrer Jugend verlebte hat, Zeichen ihrer Verehrung und Zuneigung darzubringen, so konnte es auch das Offizierskorps der unter den Befehlen des Fürsten von Hohenzollern stehenden, in Düsseldorf garnisonierenden 14. Kavallerie-Brigade sich nicht verweigern, der jungen anmuthigen Fürstin seine Huldigung darzubringen. Die Offiziere hatten dazu den Zeitpunkt gewählt, wo die durchlauchtigste Braut von einer längeren Reise, auf welcher sie in Begleitung ihrer fürstlichen Eltern den befreundeten und verwandten Höfen ihre Abschiedsbefuche abgeleistet hatte, wieder nach Düsseldorf zurückgekehrt war. Es war dazu ein glänzender Desquadrille-Reiten vorbereitet worden. Dasselbe fand am 9. März d. J. in der geräumigen Tonhalle des schönen Gelehrers Lokales statt, in welcher von Hause aus die Vorrichtungen getroffen sind, daß sie in eine Reitbahn umgewandelt werden kann. Die Halle war auf das Glänzendste geschmückt und gewährte in der reichen und feinsten Beleuchtung von 600 hellstrahlenden Gaslampen einen imposanten Anblick. Im Hintergrunde zeigte sich ein von hiesiger Bürgererschaft vortrefflich ausgeführtes gothisches Schloß mit drei alterthümlichen Thürmen, auf deren Zinnen die Musikbühne, welche sich durch ihre reich und elegante Kostüme auszeichnete, aufgestellt waren. Vor dem Schloß erstreckte sich ein weiter Burghof, der zum Schauspiel der Festlichkeit diente. Rings um denselben waren die Tribünen für die Zuschauer aufgerichtet, deren Galerien mit Stoffen in den hohenzollernschen und portugiesischen Farben geschmackvoll drapirt waren; die Banner von Hohenzollern und Braganza und die Wappenschilder der beiden hohen Häuser, die nun bald so eng miteinander verbunden sein werden, prangten zwischen reichen sinnreich geordneten Trophäen von ritterlichem Wappenschmuck. Inmitten dieser prachtvollen Dekoration war eine der Tribünen zur Aufnahme der erlauchten Braut und ihrer fürstlichen Eltern besonders eingerichtet und mit Geschmack und Eleganz ausgestattet. Gegen 7 Uhr trafen die hohen fürstlichen Personen ein und nahmen unter den beglückenden Fanfaren der Trompetenchor und dem jubelnden Hurrahruf der glänzenden Versammlung, welche sich beim Eintritt der hohen Ehrengäste erhoben hatte, auf der ebenbezeichneten Tribüne die für sie bestimmten Plätze ein. Eine ausgesuchte Gesellschaft aus der Blüte des rheinischen und westfälischen Adels, ein blühender Kranz junger Damen aus Düsseldorf, alle in reicher und geschmackvoller Toilette, aus den hohen Militärs- und Zivilbeholden in ihren Galauniformen, mit einer Menge besonders eingeladenen Offiziere der hiesigen Stadt und den benachbarten Garnisonen bestehend, umgab den fürstlichen Hof und dessen zahlreiches Gefolge.

Nach dem beglückenden Tusch spielte das Orchester den berühmten Hochzeitmarsch aus dem Sommerabendmahl von Mendelssohn, dann schmetterten die Trompeten und die zur Ausführung der Quadrille bestimmten Reiter begannen ihre muthigen und edlen Rufe zu ertönen. Es waren 16 Offiziere der genannten Kavallerie-Brigade, von denen acht dem 5. Ulanenregimente und acht dem 11. Husarenregimente angehörten. Erstere trugen auf der Brust den hohenzollernschen, letztere den portugiesischen Wappenschild. Die Anführer der einzelnen Abtheilungen waren die Kommandeure der respektiven Regimenter, der Oberlieutenant v. Kofr und der Major v. Pfuel, beide ausgezeichnete und in allen chevaleresken Künften gewandte Reiter. Die Offiziere, welche an den ritterlichen Übungen Theil nahmen, waren vom 5. Ulanenregimente die Lieutenants von Kofen-berg, von Spieß, von Brauchschütz, von Bodelschwing, von Salzmuth, von Granach und von Plettenberg; und vom 11. Husarenregimente die Lieutenants von Broich, von Baerß, von Klotz, von dem Busche, von Gerßlein, von Woellmarth und von Maerßen.

Nachdem diese acht Paare durch die Bahn geritten und mit ritterlichem Anstand die Festeskinigin begrüßt hatten, begannen die einzelnen Quadrillen, die sowohl durch die trefflich gehaltenen Rufe, wie durch die Gewandtheit und den Anstand der Reiter und durch die Genauigkeit, mit der alle Bewegungen ausgeführt und die einzelnen Touren durchgemacht wurden, sich des

Beifalls der höchsten Herrschaften sowol, wie der ganzen Versammlung in hohem Grade zu erfreuen hatten und den Beweis lieferten, welche hohen Standpunkt der Ausbildung die edle Reiterkunst unter den Offizieren der preussischen Armee einnimmt. Das ganze Arrangement, bei welchem die leitende Hand mehrerer verdienstvollen akademischen Künstler nicht zu verkennen war, war so schön und geschmackvoll geordnet, daß in der Stadt Düsseldorf der Wunsch nach einer Wiederholung des ritterlichen Festes allgemein ausgesprochen wurde. Die wackeren Veranstalter leisteten diesem Wunsche recht bald Genüge und veranstalteten ein zweites ähnliches Fest, zu welchem auch das größere Publikum gegen ein Eintrittsgeld Zutritt hatte, welches einem wohlthätigen Zwecke zugewendet wurde. Auch diese Festlichkeit, welcher ein großes Publikum beizuwohnen, stand der ersten nicht nach, und die Leiter und Theilnehmer desselben fanden in der allgemeinen Anerkennung den Lohn für ihre Aufopferung und Anstrengung. 12701.

Die Pfalz und die Pfälzer *).

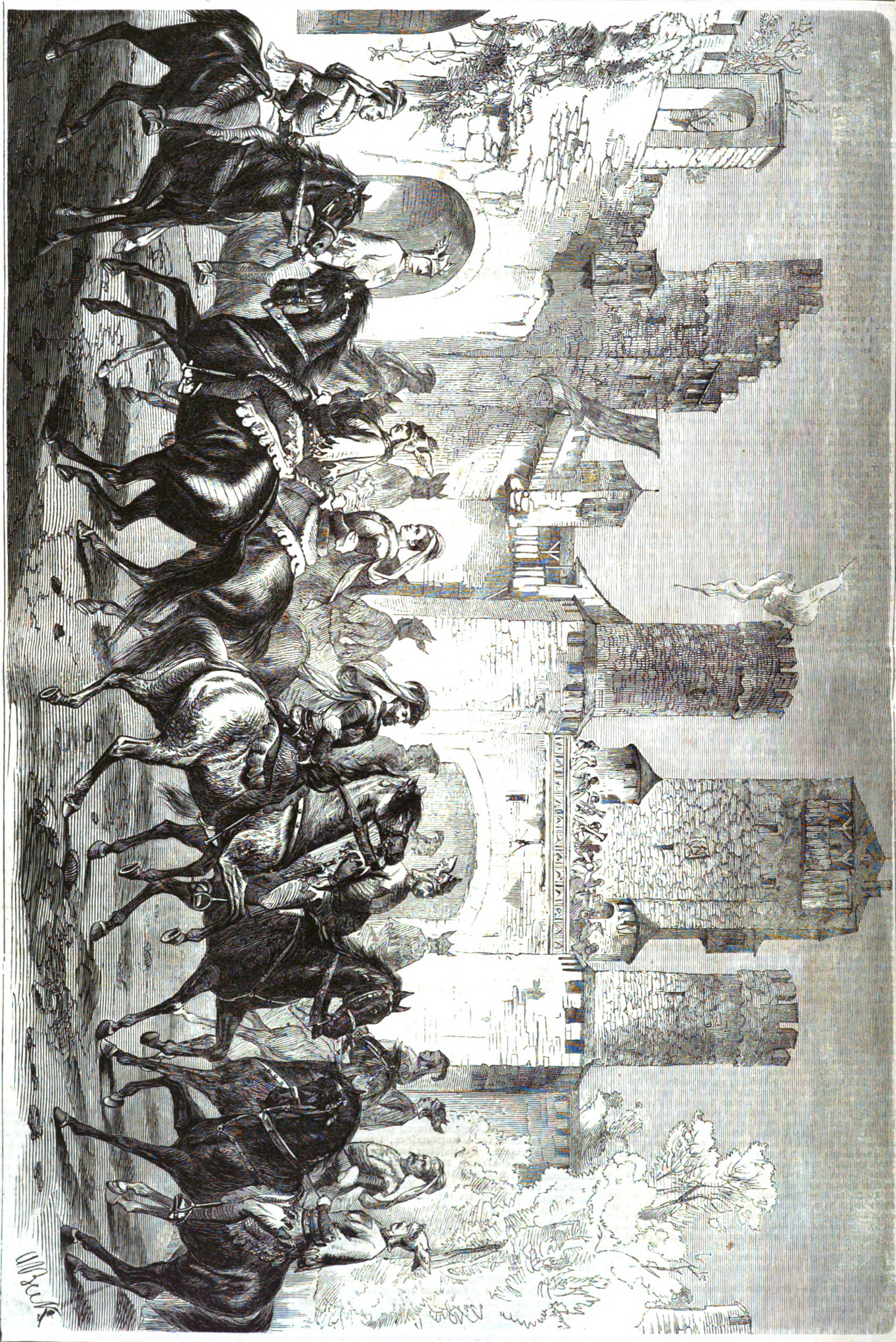
„Kurpfalz, Gott erhalte!“ ist eine alte Devise, die noch immer frisch im Gedächtnisse des Volkes lebt. Die Neuzeit hat „Bayern und Pfalz“ daraus gemacht, denn der Spruch klingt gut. Und hell und freudig klingt jenes alte: „Der Jäger aus Kurpfalz!“ Wen hätte das lustige Lied noch nicht ergötzt? Und wer hätte die schöne Pfalz am Rhein noch nicht rühmend hören als ein Stück Italien auf deutscher Erde? Wer hätte noch nicht gewünscht, an jenen sonnigen Bergen wandeln zu können, wo ein reicher, stattlicher Ort an dem andern aus den Reben blüht, eine malerische Burg um die andere von alten Zeiten spricht, dort in Deutschlands größtem und schönstem Weingarten, an der herrlichen Haardt mit ihren fröhlichen, kräftigen Bewohnern! Und wer, der jemals dort war, hätte nicht in steter Erinnerung vor den Reizen und Freuden des dortigen Lebens geschwärmt? Wer wäre nicht in Träumen noch von den blauen Bergen, welche die oberheinische Ebene umschließen, in's weite, reiche, grüne Land hinab, durch dessen Mitte das blühende Silberband des Rheins sich schlängelt? Da fühlt man, warum Jungfrübel sang:

O Rhein, o Rhein, gründerst du mein!
Wie soll ich Rinnen meine Seiten,
Auf daß ich Rinnen hell und rein
Dein Lob mit würd'gem Ton begleiten.
Möcht' fingen, wie die Cypel fängt,
In deiner Dome weiten Hallen,
Und wie der Glocken hehrer Schallen,
Und wie der Grüthendohr's Klingel!
Möcht' fingen, wie auf deiner Bahn
Du selber fängst zu Schaffhausen,
Und wie der weite Ocean,
Der deiner Fahrt in ew'gem Brausen!
Da bräust du unten mächtig fort!
In deinem Grunde tief begraben
Der alte Nibelungenhort.
Das finden deine goldenen Gaben!
Das finden und den Nibelstein,
Das finden deines Volkes Reize,
Das sagt der Dome Himmelskron
Und deiner Männer deutsche Kraft.
Das macht und Allen offenbar
Auch deiner Frauen hebre Schöne,
Und freudig zu uns so hell und klar
Durch deiner Sängers goldne Tone! —

Doch der Verfasser des „Jungfrübel“ singt nicht in seinem neuesten Werke: „Die Pfalz und die Pfälzer“, er führt uns mit ernster Miene an den heimathlichen Rhein und über denselben in die reizenden Landschaften seines engeren Vaterlandes. Ernste geographische, topographische, historische und ethnographische Darstellungen sind es, auf grünländischen und weintraubigen Quellenstudium gestützt. Das Buch, das er gibt, ist ein Bedürfnis geworden, seit die Pfalz das Ziel Tausender von Touristen ist, seit Tausende zum hehren Kaiserthum in Speyer wallen, Tausende in den reichen Weinorten der Haardt Heil und Gesundheit im Genuß der pfälzer Trauben und des pfälzer Weins suchen und finden und andere in den reizenden Wäldern an der Haardt Geist und Körper stärken wollen. Aber auch das jährlich von mehr als 6000 Wadegängern besuchte Kreuznach, die alte pfälzische Oberamtsstadt, und seine herrlichen Umgebungen sind in den Bereich des Buches gezogen, ebenso wie das eifelhische Gesundheitsbad Niederbrunn im herrlichen wäldchen Wasgau an der pfälzischen Grenze, im Wasgauwald des Nibelungenlandes. So werden wir auch vom „goldenen Mainz“ aus durch die ehemals pfälzischen Gauen Rheinhessens geführt, an der Geburtsstätte des feurigen, schon aus den Ritterromanen wohlbekannten Rierheiners vorbei zur prächtigen Ruine der Katharinenkirche von Oppenheim, dann in die alte Nibelungenstadt Worms, und nach Mannheim und Heidelberg, den kurpfälzischen Residenzen, und zur „deutschen Alhambra“, dem glorieösen Pfalzgrafenschloß auf dem Zettendahl am Gange des Kaiserthums.

Befanntlich hat auch Nicht in jüngster Zeit im Auftrage des Königs von Bayern ein Buch über die Pfälzer herausgegeben und vieles Schöne über Land und Leute des deutschen Ueberheims gesagt. Aber er nimmt und benutzt den Stoff mehr im Allgemeinen aus, seine volkswirtschaftlichen und bekanntlich kulturgeschichtlichen Maximen und Ideen an ihm zu erproben. Die Pfalz und die Pfälzer find ihm nur der Grund und Boden, auf welchem er seine Doktrinen üppig aufbauen und in's „Kraut schießen“ läßt. Sein Buch erschöpft den Gegenstand nur in seiner Weite, und erregt das Verlangen nach einer in's Einzelne gehenden Beschreibung der von ihm als so reich und schön, als so voll von Gegenständen in landschaftlicher und städtischer Beziehung erachteten Pfalz. Zur rechten Zeit kommt nun das vorliegende Buch von August Beder, einem geborenen Pfälzer. Unabhängig von dem Nüchternen Werke und in derselben Zeit, wie dieses, verfaßt, verfolgt es andere Zwecke, — es will eine thätigkeitsvolle, grünländische Darstellung der Pfalz, es will ein Buch sein für den Touristen, wie für den Freund landschaftlicher und ethnographischer Schilderungen, aus dem sowohl der Gelehrte als der Laie schöpfen kann. — Sicherlich ist die Zeit, wo man bloß reist, um zu reisen, ihrem Ende nahe. Denn das wäre, wie der Verfasser in der Vorrede sagt, eben nur noch ein bloß sinnlicher Genuß, wie das Theatergehen nun geworden ist und Tanzen und dergleichen immer gewesen sind und bleiben werden. Der höhere geistige Genuß des Reisens ist das Sehen, Beobachten, Erfahren, mit Einem Worte: das sich durch Erfahrung und Belehrung bereichern. Wer ein-

*) „Die Pfalz und die Pfälzer. Von August Beder.“ Mit 80 in den Text gedruckten Abbildungen und einer Karte.



Ein Bild aus der Geschichte der Schweiz, dargestellt in der Schweizerischen Eidgenossenschaft zu Luzern am 9. März. Originalzeichnung von W. Beck.



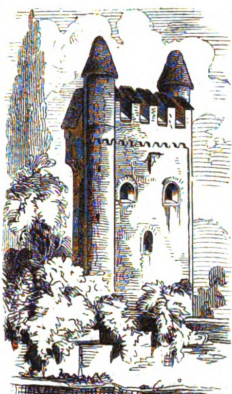
Deutschlothringer Tracht.



Die Oberburg bei Kreugnach, „Herberge der Gerechtigkeit“.



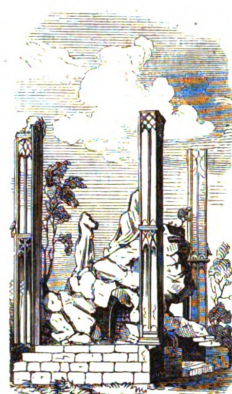
Lothringer Tracht.



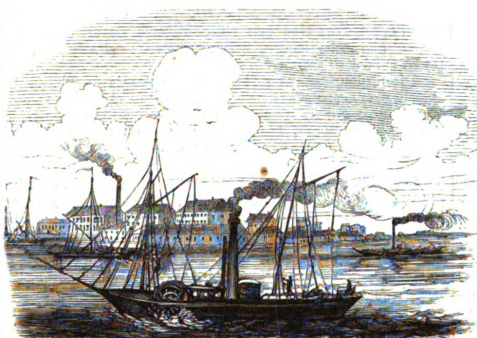
Das Heidenthürmchen zu Speyer.



Der Kaiserdom zu Speyer.



Der Delberg zu Speyer.



Ludwigshafen.



Heiskamer Samenhändler.



Rheinlandschaft bei Speyer.



Landstuhl, wo Sickingen fiel.



Der Metzger bei Speyer.



Das Altbüchel zu Speyer.

mal gelernt hat, nicht bloß durch reizende Landschaftsbilder sein Auge zu entzünden, sondern auch auf das stille Element, auf Volk und Leben, auf Aufbau und Geschichte sein Augenmerk zu richten und zu vergleichen, wird mit einem Genuß reisen, wie ihn die Anden nicht ahnen. Für solche Reisende ist das *„Vestische Buch“* geschrieben. Es läßt Land und Leute anders an, als sie bisher angesehen worden sind; aus dem natürlichen Charakter des Landes und aus seiner Geschichte sucht es die heutigen Zustände zu erklären und zu entwickeln, Land und Leute treten uns in verschiedenen natürlichen Gruppen in plastischer Gestaltung entgegen, in fertigen, gerundeten Bildern. Und dabei lernen wir höchst interessante und prächtige, bisher aber unbekannte Landschaften der Pfalz kennen, und zum Glückseligen erfahren wir, daß die Pfalz nicht allein nicht arm an eigenthümlichen Trachten und Gebräuchen, sondern sogar sehr reich daran ist. Die originellsten Trachten sind, wie man an denen im Bisthumsgebiet an der lothringischen Grenze. Der Geschichte und Sage ist Raum gewährt, soweit es zum Abschluß des vollständigen Bildes gehört, und so fühlen wir uns nicht bloß in der schönen Rheinlandschaft und an der reizenden Gegend wohl, sondern auch im herrlichen Wagnis mit seinen Felsen, im gemüthlichen Verkehr mit seinen wiesen- und herberreichen Thälern, auf dem wilden Wanderzug mit seinen Gerümpeln an das abenteuerliche Nauerleben vor 50 Jahren, am Donnersberg mit seinen Felsen- und Waldschluchten, und noch im Herzen des Landes selbst, in den weiten Wäldern auf der Vogesenflur. Um die Vollständigkeit zu erreichen, ging der Verfasser auch jenen Besitzungen der pfälzischen Linie nach, welche über die Grenzen der heutigen Rheinpfalz hinausreichten, in's nördliche Elsaß nach Deutsch-Lothringen, auf die Wildnisse des Sundbrunn und auf das rechte Rheinufer. Die Kämpfe auf den Schlachtfeldern der Pfalz leben in uns auf in fertigen Geschichtsbildern: der Rheinübergang Gustav Adolfs von der Austerlitz; die glorreichen Kämpfe des kaiserlichen Pfalzgrafen Friedrich (des „bösen Fies“), zu Friedersheim, Siedersheim u. d. d. Kaiserpfalz auf dem Hohenbühl am Donnersberg, wo der ritterliche Adolph von dem Gegenkaiser Hand fiel; die Bauernkriege 1525 und Siedersheim's Todeskampf; die Kämpfe des 30jährigen und französischen Verheerungskrieges; die Schlacht am Speyerbach; die Belagerungen Randaus und die Revolutionskriege, die Siege der Preußen bei Kaiserslautern und Wismars, die Erringung der weissenburger Linie, die Stürme Foch's im Weichsel und die blutigen Gefechte in den Wäldern der Wälschenfeld von 1794; dann noch die Ereignisse der 30er Jahre und von 1849, welche die Pfalz wieder in den Vordergrund der Zeitgeschichte stellten. Wir machen besonders auf den kurzen, aber interessanten geschichtlichen Ueberblick in der Einleitung aufmerksam. Mehr als hundert zerstörte Burgen sehen in malerischen Ruinen auf das heutige blühende Land, darunter die Stammburgen der Pfälzer, Leininger, Kayen, Dalberge, Löwenstein, Wartenberg, der Rau- und Rheingrafen, die Burgen Siedersheim, S. Bernburg und Landstuhl, wo der Feld die „Herberge der Gerechtigkeit“ öffnete und sein Leben mit seinem Blute besiegelte. 50 romantische Klosterburgen schmücken die Landschaften der Pfalz in ihren zerstörten Ruinenbauten. Alle haben sie einen Platz im vorliegenden Buche gewonnen, und wenn wir noch der Berg- und Flurkapellen, der Kirchen in Stadt und Land und einsam auf der Aue stehen, der zahllosen celtischen, römischen und germanischen Alterthümer, von denen der Boden starrt, der Heidenburgen, Heidenmauern, der Steinruinen und Felsenreliefs, dann aber noch der felsenartigen Naturbildungen, zahlloser grotesker Felsenpartien und der Felsenhöhlen, welchen das Buch seine Darstellungen widmet, — so gibt das ungefähr einen Begriff von dem weichen Lande eines Landes, in welchem man seinen Schritt gehen darf, ohne auf Merkwürdiges zu stoßen, das sich nirgend so nahe liegt, als in der Pfalz. Und so lernen wir an das glauben, was Melanchthon über sein Vaterland, die rheinische Pfalz, schreibt, und wir lernen auch jene stolzen Trugwerke der Pfalzgrafen würdigen, deren Geschlecht Deutschland seine Reichthümer und einen Kaiser, Schweden seine größten Könige und Bayern sein kunstsinniges Königshaus gegeben.

Wir wollen nun versuchen, im Fluge durch das schöne Land eilend, die Hauptpunkte vor die Blicke zu bringen.

I. Die Rheinlande.

Man kommt mit der Eisenbahn aus der alten Nibelungenstadt Worms, dem Schauplatz unserer großen Heldensagen und von Luther's Muth auf dem Reichstage, in einigen Sekunden in die heutige Rheinpfalz. Rechts bleibt der Aelster Gau, die einjährige „Gerechtfertigung der Pfalz“, dann Friedersheim mit seinen Schlachtfeldern im Grunde der Pfalz liegen, in der Ferne ragt der Donnersberg empor, über alles Land schauend. Ganz nahe links fließt der Rhein durch das fruchtbare ebene Land. Dies ist das „Gartenland der Pfalz“, in welchem, von reichen Orten umkränzt, die dritte Hauptstadt der alten Pfalz, das schöne, freundliche Frankenthal, liegt. Öggersheim im ebenen Gau ist bald erreicht. Sein Ruhrt aus dem 30jährigen Kriege, seine marianische Wallfahrtskapelle und sein Schillerhaus, wo der Dichter des Krieses traurige Tage verlebte, halten uns auf, dann geht's zwischen reichen Dörfern hin an den Rhein nach Ludwigshafen. Das pfälzische Altona, Mannheim gegenüber, am Ausgangspunkte der pfälzischen Eisenbahnen, ist kaum zwölf Jahre alt und doch schon einer der wichtigsten und beliebtesten Handelsplätze am Rhein. Die Stadt ist nach dem mündner Muster angelegt, nur sind die Häuser massivere Steinbauten. 1849 wurde es von den Badenern bombardiert. Wer über die Rheinbrücke nach Mannheim will, kann auch mit der Eisenbahn nach Heidelberg fahren. Wir selbst wenden uns Speyer, der alten Todesstadt des heiligen römischen Reichs, zu. Die ober-rheinische Ebene zwischen dem Schwarzwald, Donwald und den Vogesen ist des Besuches so werth, als irgend ein Strich in Deutschland. Hier blüht „in der Pfalz“ das Reich's „als fruchtbarer Bebel deutschen Lebens gegen die Völkthümer der freien reichen Städte auf, deren herrliche Dome über das grüne Land nach den blauen Gebirgsmauern hinaufsehen, hinter welchen die Sonne prachtvoll auf- und untergeht. Speyer ist viel besucht wegen seines Kaiserdoms, dem prächtigen Mausoleum deutscher Herrscher. Es ist die größte Kirche Deutschlands und jetzt nach seiner neuesten Verherrlichung durch die Schradolp'schen Treppen und andere Kunstarbeiten auch die prächtige Kirche — einer der herrlichsten Tempel der Christenheit. Acht deutsche Kaiser und darunter alle, die blutigen Todes haben, nebst zwei Kaiserinnen ruhen im Königschor: Konrad der Speyerer, der Erbauer des Doms, Heinrich III., Heinrich IV., Heinrich V., Philipp von Schwaben, Rudolph von Habsburg, Adolph von Nassau, Albrecht von Österreich. Die Geschichte der Stadt und des Doms, die Treppen, die Kaisergräber, die Kaisergruft, die unterirdische

Krypta mit dem rauschenden Kelt und dem alten Steinbild Rudolph's von Habsburg, die St. Afra-Kapelle, wo Kaiser Heinrich IV. viele Jahre nach seinem Tode unbestattet, weil im Banne, lag, — das räthselhafte Mythraabild und die Göttergruppe, die alten Kaiserbilder und alle übrigen Merkwürdigkeiten, welche den Kaiserdom zu Speyer zu einem heiligen Wallfahrtsort aller Deutschen machen, finden im Buche in's Einzelne gehende, ausführliche Beschreibung, wie auch die Verheerung von Stadt und Dom durch die Franzosen von 1689 und 1794. Auch sind von den vielen Domänen mehr angeführt, so jene von den Gloden zu Speyer und dem treuen Hugenmann, die sich auf des alten Heinrich IV. tragisches Schicksal beziehen, jene von der Ueberfahrt der todtten Kaiser, die schon Melanchthon berichtet, und die Sagen und Geschichten vom heiligen Bernhard, der hier im Dome dem Kaiser und den Reichsfürsten das Kreuz anbot und jenes Wort: *„Mulier taceat in ecclesia!“* zu der Madonna selbst sprach. — In dem grünen Domgarten stehen die Ruinen des Speyerer Weltwunders, der merkwürdige Delberg, ein Werk aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, — vor dem Dome der Domkapel (auch die Schwabenkapelle genannt), der bei feierlichen Gelegenheiten mit Wein gefüllt wurde. In der Anlage neben dem Dome die Antikenhalle, welche die zahlreichen in der Pfalz gefundenen römischen Alterthümer enthält, hinter dem Dome das Heidenrathen auf den Ruinen eines Dianentempels. Vom Dom aus läuft die größte und schönste Straße der Stadt bis zum Altpörl (alta porta), die Maximilianstraße. Seitwärts liegen die Ruinen der alten Kaiserpfalz Karl des Großen, der Reichs, das merkwürdige Gebäude Speyers nach dem Dom. 29 Reichstage wurden hier abgehalten, — alle deutschen Kaiser von Karl dem Großen bis zu Karl V. weilten hier. Hier auf den Grundmauern des römischen Präteriums schlichtete Ludwig der Fromme den Streit mit seinen Söhnen, von hier aus erhoben diese wieder die Fahne des Aufstubs; hier feierte Arnulf den Sieg über die Normannen; hier hielt Otto der Große jenes Turnier, wo der Herzog Ernst des Kaisers Sidam erschlag; hier starb Rudolph von Habsburg. Und hier fand jener bewundernswürdige Reichstag statt, wo der Name Protestanten aufkam. — Von den übrigen Merkwürdigkeiten der alten „Todesstadt“ nennen wir nur noch das unterirdische Judenbad, den Tempel, die Rheinanlagen und den Hugenpöhl. Prächtige Kaiserbilder, herrliche Gestalten aus der Zeit der deutschen Bürgerfreiheit läßt der Verfasser vor unserm Bilde durch die Trümmer Speyers wandeln und im mächtigen Kaiserdom aus- und eintreten, — das fertige Gemälde unserer großen Vergangenheit entwirft dem Weichbild der heruntergekommenen, mühsam wieder aufstehenden Stadt. — Dann werden wir in das reiche Tabakland des Speyergaus geführt und an den alten Rhein selbst, der hier mit flachen Ufern am alten Kaiserdom vorbeiströmt und Landschaften bildet, die man eher in Holland und Ungarn, als am Oberrhein erwarten sollte. Mehr landeinwärts liegt das reiche Gartenland von Zeiselam gegen die Ueich hin, während die Straße nach Bandau über das Schlachtfeld von 1703, wo Talarb die Kaiserlichen schlug, und durch reiche Gauen führt. Die Eisenbahn trägt uns aber rasch durch das pfälzische Tabakland an Dörfern von 2000—5000 Einwohnern vorbei auf der flachen Rheinlandschaft an die wundervolle Gegend, aus holländischen und brabantischen Landschaften in italienische Gegenden, die vor unserm Auge in voller Pracht liegen.

Kulturgegeschichtliche Nachrichten.

Kirche und Schule.

Unter den im Konfistorium vom 18. Mai vom Papste präkonisirten Bischöfen befindet sich auch der neue Bischof von Regensburg, Ignaz Seisenreiter.

Pfarrer Zittel in Heidelberg hat den nach Koburg erhaltenen Aufgebot, weil, wie er erklärt, die Liebe und Hochachtung seiner Gemeinde und der Kirchenältesten ihn überzeugen, daß er für seine Wirkstätte einen festen Boden gewonnen habe, den er anderwärts erst mühsam und allmählig wieder gewinnen müßte.

Die in Göttingen auf dem Rath eines bekannten Generals erwirkte Trauung des preussischen Oberleutnants Wolf v. Göttingen, Lehrers in Venedig, mit einer geistlichen und durch das Scheidungsurtheil als unschuldig erkannten Frau hat neuerdings Gelegenheit gegeben, das Recht der Heiligkeit, wider das beschiedene Landgesetz die Trauung zu verweigern zum Gegenstande der Beipredung zu machen und dem Oberkirchenrathe die Zuständigkeit zu dem in das Eherecht eingreifenden Erlass vom 15. Juni v. J. zu betreiben. Die Ehe zwischen Staat und Kirche sei dadurch sehr gefährdet worden, und es fehle nur noch, daß die Kirche ihre Scheidungsfälle wegen unüberwindlicher Abneigung annähme und bezeuge, daß sie nicht mehr nach dem Gesetze des Staates frage. Die Kirche möge immerhin ihre Augen auf die Ehen richten, aber es werde nicht um ihrthum gelist; der Staat hingegen die Ehen jedenfalls noch nicht mehr an, und das preussische Eherecht sei bisher durchaus kein geistliches, sondern in allen Stücken ein weltliches gewesen, den Rathsel ausgenommen, welcher der Kirche bei den Scheidungen überlassen wurde.

Naturerscheinungen.

M. Cuettel hat am 17. Dez., dem Tage des Erbgebens in Neapel, am Observatorium in Brüssel heftige Schwingungen der Magnetnadel beobachtet.

Naturkunde und Meilen.

Die Erscheinung von Irregularitäten ist wissenschaftlich bestritten und behauptet worden, daß solche Wahrnehmungen auf der Täuschung unwissender Personen beruhen. Interessant ist es daher, zu erfahren, daß in Freiburg seit dem 22. März mehrerlei Abende hintereinander dieses Schauspiel von der gesamten Bevölkerung der Stadt beobachtet worden ist und von einem Naturkundigen darüber folgendes berichtet wird. Auf einem der sogenannten Kreutzwege, unmittelbar dem Schloß gegenüberliegend, zeigte sich dieses Phänomen nicht bloß an einer Stelle, sondern an den verschiedensten Punkten seiner Oberfläche, jedoch am lebhaftesten an drei bis vier dem Rande des Teiches zunächst gelegenen Stellen. Das Auftreten der Irregularität erfolgte bei eindringender Dunkelheit, konnte mindestens erst dann wahrgenommen werden, und wurde langsamer und schwächer bei dem Vorströmen der Nacht, obwohl selbst noch nach Mitternacht in Zwischenräumen von wenigen Minuten sich Irregularitäten zeigten. Der Beobachter beobachtete sie in Gesellschaft einiger Freunde an den Abenden des 24. und 25. März und bemerkt darüber: indem man sich den Stellen näherte, an welchen die meisten und glänzendsten dieser Irregularitäten wahrzunehmen waren, wurde man durch einen starken Geruch von brennendem Phosphor belästigt, und das Vorhandensein von phosphoriger Säure war unverkennbar. Man brauchte nicht lange zu warten, um zu sehen, wie theils an dem Rande der Teich bedeckenden Gieselschlamm, welche von dem Ufer durch einen vom Gise befreiten, einige Fuß breiten Wassergraben getrennt war — theils aus großen Spalten in der Gieselschlamm selbst, Gasblasen aufstiegen, welche, sowie sie die Oberfläche erreichten, mit einer geringen Explosion sich entzündeten und mit lebhaftem, hellem Licht verbrannten. Je nach der Menge des aufsteigenden Gases waren die Gieselschlamm bald größer, bald kleiner, die ganze Irregularität bald nur von der Dauer eines Augenblicks, bald etwas länger. Die deutlich wahrnehmbare Bildung von phosphoriger Säure ließ keinen Zweifel aufkommen, daß das sich entwickelnde Gas selbstentzündlicher phosphorhaltig sei, dessen Entstehung sich aus der Bestimmung dieses Gases leicht erklären läßt. Von jeder werden nämlich die

überflüssige Nachkommenschaft der Hunde und Katzen Freibergs, sowie die in- und außerhalb der Stadttheile in dieser Gegend geworfen und erlaubt, und aus dem verneinten Befandtheiten dieser Gieselschlamm selbst sich Phosphorsäure. Abnehmend sammeln sich Personen aller Stände in großer Anzahl um diesen Teich, und es fehlt nicht an Zeugen der seltenen Erscheinung. Dr. Siegel in Leipzig hat zur theilnehmenden Beobachtung der Sache Irregularitäten auf chemischem Wege erzeugt.

Auswanderung.

Die elende Lage der aus dem Oberrheinthal in Tirol nach Peru Ausgewanderten wird nach allen von daher kommenden Briefen in einer Weise geschildert, daß zu bezweifeln steht, alle diese getauften Unglücklichen werden dort unter Noth und ungewohnten Anstrengungen in dem heißen Klima einen baldigen Tod finden.

Bäder und Badeselen.

Die warmen Quellen von Ofen waren schon den Römern bekannt und das Aquinum — aquae quincus — wurde von ihnen stark benutzt. In neuester Zeit hatte das dem Konvent der barmherzigen Brüder gehörige Kaiserbad als warme Heilquelle den meisten Ruf; jetzt aber hat Dr. Heinrich das Tabakbad, welches Staats-eigenthum ist, inacht genommen und zugleich ein Tugendbad, welches die verschiedensten mineralischen Bestandtheile und in Wärmegraden von 20 bis 47° R. aufgefunden. Zwei dieser Quellen von 20 und 22° R. füllen den Mühlteich an, der mit Gartenanlagen umgeben und zu einer Schwimmanstalt eingerichtet ist. Die sämtlichen heißen Quellen in Ofen — die in Alt-Ofen ungenutzt — liefern binnen 24 Stunden zusammen eine Wassermenge von einer Million Eimer, während Karlsbad nur 192,000, Baden bei Wien 243,000 und Melbad im bayerischen Grenzgebiet 500,000 Eimer liefert. Die ofener Quellen, deren wärmste 52° R. hat, dürften damit die reichsten in Europa sein, und ihre Benutzung wird nunmehr jenseitigen.

Statistik.

Die preussischen Telegraphen hatten am Schlusse des Jahres 1856 eine Länge von 711 $\frac{1}{2}$ Meilen Linien und 1670 $\frac{1}{2}$ Meilen Leitung; am Schlusse des Jahres 1857 dagegen eine Länge von 784 $\frac{1}{2}$ Meilen Länge und 1946 $\frac{1}{2}$ Meilen Leitung; die Länge der Linien hat sich mithin binnen Jahresfrist um 73 $\frac{1}{2}$, die der Leitungen um 276 $\frac{1}{2}$ Meilen vermehrt. Für 1858 ist vorläufig eine weitere Vermehrung von 214 $\frac{1}{2}$ Meilen Linien und 616 $\frac{1}{2}$ Meilen Leitungen in Aussicht genommen, wodurch die Linien auf 999 $\frac{1}{2}$, die Leitungen auf 2222 $\frac{1}{2}$ Meilen Länge gebracht werden sollten. Die Zahl der Stationen, die Ende 1856 in 90 bestand, ist um acht gewachsen und wird Ende d. J. 106 betragen.

Unfälle auf den preussischen Eisenbahnen im Jahr 1857. Von 18,938,291 Reisenden ist nur einer getödtet und einer verletzt worden und zwar in beiden Fällen durch unvorsichtiges Herauspringen aus dem Wagon, bevor der Zug still hielt. Von Bahnbeamten kamen unverschieden vier zu Tode und 15 wurden verletzt; durch Unvorsichtigkeit verloren 52 das Leben und 128 trugen Verletzungen davon. Bei Straßenbauten fanden zwei Angelegte den Tod und 2 wurden beschädigt. Zusammen sind also 58 getödtet und 172 verletzt worden. Fremde Personen wurden bei unvorsichtigem Ueberfahren der Bahn 2 getödtet und 11 verletzt; 13 Selbstmörder suchten und fanden den Tod. Auf den Eisenbahnen und beim Bau von Eisenbahnbrücken sind mithin überhaupt 92 Leben vernichtet und 144 Personen beschädigt worden, darunter unverschieden nur je 4 und 15.

Kunst.

Die belgische Regierung hat unter Leitung des Malers Portiaels in Rom eine Anstalt begründet, in der Jünglinge der belgischen Kunstakademie — Maler, Bildhauer, Architekten und Musiker — welche durch einen gewonnenen Preis darauf Anspruch genommen haben, auf Kosten der Regierung fünf Jahre lang zu ihrer weiteren Ausbildung unterhalten werden. Für Franzosen besteht eine solche Stiftung schon seit 1666.

Baukunst und Bildhauerei.

Der Bürgermeister Haller aus Meran und Dr. Ignaz Zingerle haben eine Aufforderung zu Beiträgen für ein Denkmal, das dem in Frankfurt verstorbenen Pfarrer Beda Weber in der Epistaltische zu Meran errichtet werden soll, erlassen.

Bei der jetzigen Finanzlage Spaniens überträgt ein Gesetz, welches der Minister des Innern am 23. März den Cortes vorlegte: „Es wird der Regierung ein Kredit von 500,000 Realen zur Errichtung eines Denkmals für Hernan Cortes auf dem Plage seines Geburtshauses in Mexico bewilligt, um das Andenken an den unterirdischen Eroberer von Mexico zu ehren.“

Maler.

Wry Scheffer, eben von einer schweren Krankheit genesen, wird nun seine zwei großen Gemälde: „Gretchen am Brunnen“ und „David mit der Giffelsäule“ vollenden.

Die Restaurierung der Raphael'schen Loggia im Vatikan ist völlig zu Ende geführt und es soll nächsten in gleicher Weise jener Theil der Gänge verziert werden, der noch nicht mit Fresken versehen ist. Professor Canova wird die Figuren, Maler Mantovani, der mit der jetzt vollendeten Restaurierung betraut war, die Ornamente malen.

Musik.

Liszt's Graner Festmesse hat in Wien einen Succès d'estime erlangt und der schon früher gefasste Beschluß, Liszt als ausübenden Künstler durch das Geselst eines internationalen Potpourris zu ehren, ist zur Ausführung gekommen. Das Kunsthochschul-Orchester unter dem Artie, vom Tonbildner der Ausdruck der am Erhabensten stehenden Menschheit (so schön gelungen ist, einen Werth zu, findet aber alles Andere wohl und leer und den Versuch, die Kirchenmusik dramatisieren zu wollen, verfehlt. Die beiden Aufführungen haben, obgleich Liszt die Kirchenmusik in seinen Auslagen für die Solofänger aus sich aus seiner Kirche befreite, doch einen solchen Aufwand verursacht, daß von der Hofkassenschatz von 256 fl. nur 229 fl. übrig blieben. Diesem Betrag hat Liszt noch 1000 fl. hinzugefügt und diese ganze Summe dem Verein zur Beförderung dritteljähriger Konzepte in Wien überwiesen.

Am 5. März wurde in Halle zum ersten Male aufgeführt: Alfred, König von England, große historische Oper in vier Akten von Maurice Strakosky, und zwar mit entsetzlichem Beifall. Auch bei den Wiederholungen blieb dasselbe Interesse. Sie ist im neuesten Operntheater gehalten.

Theater.

Jos. Kanf's historisches Schauspiel: „König Manfred's Kinder“ hat bei seiner ersten Aufführung in Weimar gefallen und an den Hauptrollen großen Eindruck gemacht.

Der königl. sächsische Hofkapellmeister Bogumil Danjow rich- tete unter dem 22. März ein Schreiben an den Herausgeber der „Deutschen Theaterzeitung“, worin es unter Anderem heißt: „Es ist allgemein bekannt, daß die deutsche Bühne und die deutschen Singspieler dem trefflichen Karl v. Holtei verdanken; Theater-Vorstände und gütliche Singspieler ziehen noch immer reichen Nutzen aus seinen Schöpfungen, nur der Dichter allein geht leer aus. Es ist es denn, wie ich denke, an uns gütlichen Singspielern, mit guten Beispielen voranzugehen. Ich meine nicht bestimmte von nun an Herrn von Holtei von jedem Stücke, welches den Abend füllt, fünf Prozent und von den kleineren Stücken drei Prozent von meinem Einkommen. Diefem Briefe waren als Lantime-Antwort des Dichters der dem neuesten Berliner Singspiel des Herrn Danjow 72 Bfr. 22 $\frac{1}{2}$ Gr. beigefügt.“

Presse und Buchhandel.

Prinz Joinville wird demnächst eine Beschreibung seiner Reisen und wissenschaftlichen Beobachtungen veröffentlichen.

Von Madame L. Daville's de Pontes, der Uebersetzerin von Goethe's *„Gnomon und Körner's Werken“*, erscheint in London ein Werk: „Poets and poetry of Germany“ mit biographischen und kritischen Notizen.

Vom Bücherisch.

Goethe's Leben und Schriften von Lewes, übersezt von Freie 2. Band. Berlin, Franz Duncker.

Ueber den Stil und die Methode des Verfassers haben wir uns bei Gelegenheit des ersten Bandes ausgesprochen. Im Vorwort zum zweiten Band gibt Lewes selbst von seinem Unternehmen Rechenschaft. Es gab noch kein

Leben Goethe's, als er 1845 das seinige begann. Die dürftigen Notizen von Schlegel und Döring waren mehr als Abhilfe aus Wahrheit und Dichtung, ein Werk, welches für den Biographen fast eben so wenig, als für den Kenner, wie eine Förderung ist, weil es schwer ist, mit der schönen Sprache zu weitem, und weil Goethe nach die Ungenauigkeit seiner Erinnerung nicht selten zu weitläufigen Fortsetzungen verleitet. Ursprünglich wollte Kewes Wahrheit und Dichtung zu Grunde legen und sich darauf beschränken, die Ungenauigkeiten zu berichtigen und was an neuen Details vorhanden war, einzufügen. Während seines letzten Aufenthalts in Deutschland 1854 und 1855 kam er aber zu der Ueberzeugung, daß es nöthig sei, das Ganze umzuformen. „Was mich hauptsächlich dazu bestimmte, war die Ungenauigkeit des Textes, der weit mehr irrt, als die vielen thatächlichen Ungenauigkeiten und der ganzen Zugabe, wie er es erzählt, ein völlig anderes Ansehen gibt, als sie aus gleichzeitigen Zeugnissen, besonders seinen eigenen erhalten. Aber das beweist und nach der Fassung meines ersten Bandes in seinen Zweifeln bekräftigt, der nehme Goethe's Briefe an die Gräfin Erdberg oder die an Kerner und Charlotte zur Hand und vergleiche ihren Ton mit dem in Wahrheit und Dichtung — worin der Kreis den Jüngling malt, wie der Kreis ihn sah, nicht wie er fühlte und lebte. Durch die lange Reihe von Jahren gehen, erscheint das Bild jugendlicher Thorheiten und Weichheiten abgebläßt.“ — Zeit der Zeit sind zahlreiche Biographien Goethe's hervorgetreten, darunter namentlich Viehoff und Schäfer, deren Fortsetzungen Kewes nach dem benutzten. Es ist ihm gelungen, sich in Bezug der Vollständigkeit der Kritik und Thatfachen seinen Nebenbüchern an die Seite zu stellen, die er durch die Anmuth der Darstellung weitwärtiger übertrifft.

Neuigkeiten vom Büchermarkt.

Eingegangen vom 29. März bis 3. April.

Berlin für 1/4 Thlr. Beschreibung und Plan von Berlin mit 150 Ansichten, sowie den Grundrissen der Berliner Theater. Karten und Fahrplan der Eisenbahnen- und Dampfschiffahrtsverbindungen von Mitteleuropa. Münzverhältnisse, Stundenplan und Geschäftsadressen. 2. Jahrgang. Herausgegeben von F. Lenz. Berlin, F. Lenz's Kunstverlag.

Vierzehnten und Fünfzehnten oder nichtoffizielle Gedanken eines Deutschen über Recht, Staat, Kirche, Wissenschaft und Menschenleben von Dr. Wilhelm Bieder. Stuttgart, Selbstverlag.

Neuer Beise der Vandalen. Ein Beitrag zur rationalen Dienstmacht, nach dem Entwurf zu einem allgemeinen deutsch-dienstmacht und den vollständigen, wahrheitsgetreuen Berichte über die Verhandlungen der Vandalenmission während der im Mai 1857 abgeschlossenen Jubelfeier in Wien, von J. Rothmann. Wien, Druck von J. W. Balthasar.

Reichthümliches Bildwerk für die Gemeinde von G. G. 3. Kunen. 1. Abthlg.

Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten überlegt und für die Gemeinde erklärt. 1. Theil: Das Gesetz. Greter Halbband.

Hermann Ch. Schmid.

Wie eine blinde Henne einmal ein Weizenkörnlein finden kann, so mag ein Halbgebogener irgend einmal ein Drama gelingen, denn die formelle Schulbildung und Lektüre kann viel an natürlichem Talente ersetzen. Die Beurtheilung hat es aber dann mit dem zufälligen Schicksal zu thun. Wenn aber ein Poet durch Fortsetzung seiner Bestrebungen in einer Richtung sein inneres Berufsgefühl zu betheiligen sucht, so ist dies zu prüfen, und die gewöhnliche Kritik hat aus seinen Leistungen festzustellen, ob er der Literaturgeschichte angehört und welche Stelle ihm in derselben gebührt.

In diesem Falle befinden wir uns Hermann Ch. Schmid gegenüber, dessen Dramen, zuletzt Columbus, wiederholt aufgeführt worden sind und sich am Kampfe um das neue moderne Drama betheiligen.

Er ist am 30. März 1815 zu Weizkirch in der österreichischen Provinz geboren. Es war damals bayerisch und sein nachmalig als Oberappellationsgerichtsrath in München geförderter Vater begann dort seine Laufbahn als Landgerichts-Aktuar. Seine Erziehung, obwohl liebevoll, war streng und hatte in allem, was den Verkehr mit der Außenwelt betraf, eine abgeschlossene, mitunter sogar feindselige Färbung. Sein Vater, obwohl von gebiegender philosophischer Bildung, war grundtätiglich ein Feind des Theaters und Alles, was damit zusammenhing. Er wurde darin durch unglückliche Ereignisse in der Familie seiner Gattin bekräftigt, deren Angehörige sich gerade dadurch kennzeichneten, daß sie alle künstlerische Anlage und entzündliche Vorliebe für die Bühne hatten. Hermann hatte sein rechtliches Theil dieser mütterlichen Anlage geerbt, und da er die Mutter ungenannt schon in den ersten Kindertagen verlor, mußte er Alles sehr geheim halten, was ihn zur Bühne zog, und noch denkt er mit Bewegung des hässlichen Sturms, der hervorbrach, als sein Vater in einem abgewandten Schutze den Plan zu einem Trauerspiele Castilia entdeckte, zu dem ihn, damals acht Jahre alt, die Lektüre Calvalls begeistert hatte. Sein Vater erfuhr auch nichts mehr von seinen Bestrebungen, und als sein Erstling über die münchener Breiter ging, war er wenige Monate vorher dahin gegangen. Der Dichter hatte inzwischen seine Studien an den Gymnasien in München und Straubing mit Auszeichnung beendet, hörte bei dem originellen Gelehrten Anselm Kirner in Amberg Philosophie und bezog dann 1835 die Universität München, um sich — gegen seine der Arzneikunde zugewendete Neigung und auf den Willen seines Vaters — der Rechtswissenschaft zu widmen. Nach drei Jahren schied er mit dem Doktorgrade, der ihm für Bearbeitung einer Preisfrage ertheilt worden war. Nach mehreren Jahren, in der Praxis und nebenher überwiegend in lebenslustiger Gesellschaft hingebracht, kam er zur Regierung nach Würzburg, wo er Mühe genug hatte, an die erste dramatische Arbeit zu gehen. Dort entstanden Gamsens und Vrietas, von denen nach seiner bald darauf erfolgten Uebersiedlung nach München der erstere am 30. März, der andere am 21. Juli 1843 zum ersten Mal mit großem Erfolg in Scene gingen. — Kurz darauf wurde er als Aktuar bei der königlichen Polizeidirektion angestellt und mußte mehrere Jahre in diesem ihm ebenso unangenehmen als unerquicklichen Dienste zubringen. Es konnte bei seinem lebhaften Geiste und bei seinem Hang zur Ungebundenheit an persönlichen und dienstlichen Konflikten nicht fehlen. In diesem Zeitraum entstand Karl Stuart, am 9. Okt. 1845 mit zweifelhaftem Erfolge gegeben. Um so glänzender wurde sein der bayerischen Geschichte entnommenes Schauspiel Herzog Christoph aufgenommen (19. Oktober 1847) und auch ein kleines Drama Rafael wurde angenommen, ohne aber zur Darstellung zu gelangen. Noch vor dem Bewegungsjahre von 1848 begann er sein „Straubing“ oder „Eine deutsche Stadt“, das aber erst am 20. Nov. 1849 zur Darstellung gelangte. Es fand in München und auswärts lebhaften Beifall und würde ohne den eingetretenen Umschlag der politischen Ansichten wohl noch größere Verbreitung gefunden haben.

Die äußeren Ereignisse hatten indeß auch auf seine Lebensverhältnisse umgestaltend eingewirkt.

Das Wohlwollen des Königs Ludwig, das seine Dramen ihm erworben hatten, befreite ihn von der unerträglichen Polizeiarbeit; er trat als Aessor beim Stadgericht München in den reinen Justizdienst. Im Sommer 1850 jedoch wurde er mit Rang, Titel und Gehalt in Ruhestand gesetzt, weil er sich der deutschkatholischen Bewegung angeschlossen und nach Trennung einer sehr unglücklichen Ehe eine zweite nach den Grundsätzen der genannten Kirchengesellschaft, aber mit Wissen und ausdrücklicher Genehmigung der zuständigen Behörden und Gerichte eingegangen hatte.

Seitdem lebt er, durch diese Ereignisse aus der Bahn geschoben, in stiller philosophischer Zurückgezogenheit, dem ihm in schönster Weise ausgegangenen häuslichen Glück und seinen dichterischen Arbeiten, die freilich vielfach bis jetzt dem Public bestimmt sind, weil ihm seine exklusive Stellung vielfach, namentlich bei den wähligen Hofbällen, hinderlich entgegentrat. Er benutzte indeß die Müße zu neuen tüchtigen Studien und hofft, davon zufriedenstellende Proben geben zu können.

Während dieser Zeit veröffentlichte er seine bis dahin geschriebenen Dramen sammt einem für die Wiener Preisbewerbung bestimmten Lustspiele, „Der Theuerdank“, die in zwei Bänden bei Hoffmann (Arnold'sche Buchhandlung) in Leipzig erschienen.

Der erste Umschlag in seiner literarischen Thätigkeit war, daß er im Sommer 1857 den von der Tonhalle in Mannheim ausgesetzten Preis von 200 fl. für den besten Operntext mit einer Oper, „Der Liebesring“, erhielt. Seither sind in den „Haußblättern“ einige seiner Erzählungen („Das Lobtegeister“, „Der Kreis“, „Signer Herd“) beifällig aufgenommen worden.

Endlich gelang es Schmid, nach Dingelstedt's Entfernung seinen „Columbus“ in München zur Darstellung zu bringen, hauptsächlich in Folge des erklärten Willens des Königs, daß seine persönlichen Verhältnisse mit seinen literarischen Leistungen nicht zusammenhängen und ihm daher der Raum dazu nicht verkümmert werden solle.

Der Erfolg hat ihn gerechtfertigt, das Stück gefiel, wie seit Jahren wenige; es erlebte wiederholte Vorstellungen bei vollen oder gut besetzten Häusern und mit gleichem, ja sogar mit steigendem Beifall.

Auch in Leipzig, Breslau, Altona, Hamburg, Stuttgart und anderen Orten kam es zur Aufführung.

Es zeigt sich darin gegen Krüger's einen gewaltigen Fortschritt; der Dichter ist zur nöthigen Kühnheit und Straffheit dramatischer Konzeption, sowie zu jener echt dramatischen Behandlung gelangt, welche in Dialog und Charakteristik die Mitte zwischen haltlosem Idealismus und plattem Naturalismus hält.

12632.

Nldolf Terschk.

Zu den Beispielen, welche den Beweis liefern, auf welche Höhe und Weitekraft Muedauer und wahre, im tiefsten Grunde des Gemüths wurzelnde Liebe zur Kunst führen kann, gehört auch der Künstler Nldolf Terschk.

Dieser jugendliche Künstler, dessen seelenvolles und hinreißendes Spiel auf einem Instrumente, das im Allgemeinen seltener, wie andere, bis zur Virtuosität gepflegt wird, in fast ganz Europa den rühmlichsten Erfolg erlangte, wurde im Jahre 1832 zu Hermannstadt in Siebenbürgen geboren. Seine Eltern, wiewol für die Erziehung des Knaben besorgt, hatten jedoch nicht die Absicht, denselben ausschließlich der Kunst zu weihen; aber seinem immerwährenden Drange nach den süßen Tönen des geliebten Instrumentes nachgebend, ließen sie den phantasievollen Künstler die ersten Studien bei dem damals am hiesigen Stadttheater angestellten Flötisten v. Wilowicz machen. Bevor aber noch ein Jahr verstrichen war, hatte der von der Natur für sein Instrument wunderbar begabte Schüler schon seinen Meister soweit überholt, daß derselbe selbst erklärte, ihn nun nichts weiter lehren zu können. Nun auf eigene Studien und Uebungen beschränkt, nahm er nebenbei Unterricht in der Harmonielehre bei dem Kapellmeister Franz Pöföel des in Hermannstadt garnisirenden Regiments Baron Bianchi und später bei dem Stadtmusikanten Jener. Inmitten dieser Studien brach die Revolution des Jahres 1848 aus, und Terschk mußte, da zu Anfang des folgenden Jahres seine Vaterstadt in die Hände der Insurgenten gerieth, als Deutscher und Anhänger des legitimen Thrones in die Wälsche flüchten, wo er fast ein halbes Jahr lang mit der bittersten Noth zu kämpfen hatte. Im Herbst 1849 konnte Terschk endlich wieder in sein Vaterland zurückkehren, aber der Drang, nur allein der Kunst zu leben, war durch die ausgehenden Leiden und Drangsale der Flucht und Abwesenheit in einem fremden, aller Kunst baaren Lande nicht gemindert, sondern noch gesteigert worden.

Da begann für den strebenden Geist unseres Künstlers eine schwere Prüfung. In den Jahren nämlich soweit bereits vorgerückt, daß er sich endlich für eine Lebensbahn zu entscheiden gezwungen war, glaubten die besorgten Eltern besser zu handeln, wenn sie ihn zu einer Richtung zu bereiten suchten, die ihm materiellen Vortheil und eine gesicherte Zukunft versprach. Terschk aber fühlte, daß ihm jede Bahn, die ihn von seinem Instrumente ableiten oder trennen könnte, nur ein freuden- und hoffnungsloses Dasein bereiten werde, und blieb standhaft.

Nach langem Widerspruch erhielt er von seinen Eltern endlich zu Anfang des Jahres 1850 die Bewilligung, nach Wien gehen zu dürfen. Kaum in der Residenz angekommen, bemerkte er Anzeichen, welche die Eröffnung des Konservatoriums, das während der Revolutionswirren geschlossen gewesen war, ankündigten. Er meldete sich als Schüler und wurde in Folge der außerordentlichen Vorkenntnisse und der Fertigkeit auf seinem Instrumente sogleich in die letzte Klasse gegeben, deren Kurs nur zwei Jahre dauern sollte.

Hier nun unter Aufsicht und Leitung der berühmtesten Meister entwickelte sich Terschk's Talent zu vollkommenen Reife. Die Ehre und der Ruhm seiner schnellen und gebiegenen Ausbildung gebührt insbesondere seinem rühmlichst bekannten Lehrer und Hülfslehrer Franz Jierer, dem ausgezeichneten Kontrapunktisten Joseph Schlesinger und dem gelehrten Professor Simon Sedler, welcher ihm Unterricht in der Harmonielehre ertheilte. Der ausgezeichnete Lehrtätigkeit dieser Männer verdankte es auch Terschk, daß er in jedem der beiden Jahrgänge seiner musikalischen Studienzeit den ersten Preis errang.

Nach Beendigung des Kurses am Konservatorium machte Terschk, der mit einem äußerst geringen Monatsgelde während

dieser Zeit dotirt gewesen war und daher sehr kümmerlich lebte, einen kurzen Besuch bei seinen Angehörigen in Siebenbürgen und trat Johann die Reifen an, welche ihm einen europäischen Ruhm erringen sollten.

Er ging zuerst — Ende 1852 — nach Berlin, wo ihm das Glück und die Auszeichnung zu Theil wurde, bei Hofe sein wunderbares Spiel hören lassen zu dürfen. Von Berlin reiste er nach Hamburg, wo er Einladungen nach London erhielt. In Kurzem folgte er diesem Rufe und errang sich dort in einigen Konzerten den entschiedensten Beifall. Er bereiste dann Schottland und Irland und erntete in den größeren Städten, wo er konzertierte, überall den rühmlichsten Applaus für die süßen Zaubertöne, die er seinem Instrumente entlockte. Im Winter 1853 ging er nach Paris, wo die Aufnahme seines Spieles womöglich noch enthusiastischer war, wie in England. Im Frühling bereiste er das südl. Frankreich, in Lyon, Marseille u. s. w. konzertierend. Nach 15 monatlicher Abwesenheit kehrte er über Straßburg nach Deutschland zurück und trat in Mainz mit der Kunsthandlung von Schott's Söhne in Verbindung, die seine Kompositionen veröffentlichte. Sodann trat er die Rückkehr in seine Vaterstadt an, wo er während einer längeren Anwesenheit mehre Konzerte gab.

Im Februar 1856 trat er die zweite große Reise an, die den unternehmenden Künstler in Gegenden führte, wo vor ihm noch wenige oder keine Virtuosen gewesen waren. Nachdem er in der äußersten deutschen Grenzstadt des südl. Odens, in Kronstadt, einige Konzerte gegeben hatte, nahm er die Route zuerst südl. nach Bukarest, dann nördlich über Jassy, Odessa und Kiew nach Moskau zur Kaiserkrönung, überall seines Spieles wegen mit größtem Enthusiasmus aufgenommen. Nach der Krönung des russischen Monarchen ging er nach Petersburg, bereiste Liefland, Kurland und Estland und richtete endlich seine Route gegen Asten. Nachdem er in Nowgorod, Kasan, Katherinenburg, Omsk und Tomsk und andern Städten Sibiriens konzertiert und auf den weiten Steppen des innern Russlands, sowie den Schneegebirgen des Ural die festlichsten Reiseabenteuer erlebt hatte, nahm er den Rückweg nach Petersburg und von dort über Warschau und Wien, in welcher letzter Stadt er von dem Ausschuße des Konservatoriums als ehemaliger Zögling mit Auszeichnung begrüßt wurde, nach Hermannstadt, wo er nach fast anderthalbjähriger Abwesenheit anlangte.

Wie sehr Terschk auf der letzten Reise geirrt wurde, beweisen die werthvollen Geschenke, die er von hohen Händen zur Erinnerung an verschiedene Orte erhielt.

Den Eindruck, den sein seelenvolles Spiel hervorbringt, ist aber auch in der That bezaubernd und wunderbar. Die Kraft und Fülle seiner Töne im Forte, die sanfte Weichheit und der süße einschießende Schmelz im piano ist eigenhümlich, man möchte fast sagen, unachahmlich. Das Hinteren und Verschwimmen im decrescendo — fast bis zum Erlöschen — verlegt die Hörer in so erhautes Lachen, in so tiefe Aufmerksamkeit und Unbeweglichkeit, daß es beinahe scheint, als seien dieselben verzaubert und feigeblannt. Die Sympathie für den Künstler erhöht während des Spieles noch die männlich schöne Gestalt, das große glühende Auge und der eigenhümlich schwärmerische Zug um den Mund, dessen Lippen die Natur eigens für sein Instrument so voll geschaffen zu haben scheint.

In der Öffentlichkeit befißt Terschk ein so offenes und ungezwungenes Benehmen und einen so fähigen Unternehmungsgeist, daß ihn sowohl in den eleganten Salons des Adels, wie auf den Reisen in den unwirthbaren Gegenden des Odens und Nordens seine Gewandtheit und sein Muth nie verließen.

Was die Kompositionen Terschk's betrifft, so tragen sie durchgehends das Gepräge des denkenden Künstlers, und die phantasievollen Melodien verbindet richtig und rein eine fehlerlose Sazbildung. Die Zukunft des erst im 25. Jahre stehenden jungen Mannes berechtigt daher zu den schönsten Hoffnungen, und es läßt sich noch manche schöne Geistesblüte von ihm erwarten.

Die landwirthschaftliche Lehranstalt zu Poppelsdorf.

Nach der wissenschaftlichen Begründung der Landwirtschaft durch Thier machte sich allenthalben in Deutschland das Bedürfnis geeigneter Lehranstalten fühlbar, auf denen dieselbe mit den erforderlichen Hilfswissenschaften in systematisch geordneter Weise nicht nur gelehrt, sondern wo auch die vorgetragenen Theorien durch praktische Anwendung zur unmittelbaren Anschauung der Lernenden gebracht werden könnten. Zwar bestanden schon vor dieser Periode mehre sogenannte land- und forstwissenschaftliche Akademien, allein deren Zweck war hauptsächlich die Ausbildung junger Leute für das Forstfach, und die Landwirtschaft wurde dabei nur insoweit in den Bereich des Unterrichts gezogen, als es in ihrer Beziehung zur Forstwirtschaft notwendig war. Auch bei den meisten Universitäten bestanden Lehrstühle für die landwirthschaftliche Wissenschaft, jedoch waren die Vorträge nur für die dem Kameralfache sich widmenden jungen Leute berechnet, mithin deren Standpunkt wesentlich verschieden von dem, von welchem aus sie an einer Fachschule gehalten werden müssen, die lediglich zur Ausbildung von Landwirthern dienen soll.

Hervorgehoben wurde das Bedürfnis, entstanden daher an verschiedenen Orten Deutschlands dergleichen höhere Bildungsanstalten, meist in Universitätsstädten oder doch in unmittelbarer Nähe derselben, um die Lehrkräfte der Universität gleichzeitig mit benutzen zu können. Die hier in Rede stehende Lehranstalt in Poppelsdorf hat hauptsächlich den Bemühungen des landwirthschaftlichen Vereins für Rheinpreußen, welcher im Jahre 1835 vom Professor Kaufmann in Bonn aus den drei ebenfalls von Kaufmann in den Jahren 1832—1835 gebildeten landwirthschaftlichen Vereinen, nämlich dem Geselverein, dem bergischen und dem niederrheinischen Verein, gebildet und zu dessen Leitung der jetzt noch immer als dessen Präsident fungierende Gutbesitzer Hr. v. Carnap auf Bornheim gewählt wurde, ihre Entstehung zu verdanken. Der genannte Verein erkannte nämlich sofort, daß nichts so sehr die Interessen des Ackerbaues und deren gedeihliche Entwicklung fördern könne als eine Bildungsanstalt im Einklange erwählten Sinnes, und wirkte daher unablässig zur Errichtung dieses Zieles hin, wobei denn Poppelsdorf in der unmittelbaren Nähe von Bonn gelegen, als der geeignetste Ort bezeichnet ward. Auch die Staatsregierung erkannte die Nothwendigkeit einer Akademie in den westlichen Provinzen des Staates als ein Hauptmittel zur Hebung und Förderung der Interessen der Landwirtschaft und errichtete daher dieselbe im Jahre 1846 auf dem zum Schlosse Poppelsdorf gehörigen Gute. Der Lehrplan stellt vier in Zeit



Hermann Th. Schmid.

Landesökonomierath Weyhe aus Preußen. Auch Weyhe gab nach kaum vierjähriger segensreicher Wirkksamkeit, und obgleich die Anstalt unter seiner Leitung sich eines bedeutenden Aufschwungs zu erfreuen hatte, aus unbekannten Gründen seine Stellung auf und schlug zu seinem Nachfolger den jetzigen Direktor Hartlein, welcher unter dem Direktorium Schweizer Administrator, in der Zwischenzeit zum Doktor der Philosophie promovirt und zum Fachlehrer an der Anstalt ernannt worden war, vor. Die Regierung ging auch hierauf ein und ernannte den Vorgeschlagenen zum Direktor der Anstalt.

Wenn man auch zugeben kann, daß Hartlein nicht die universelle Bildung besitzt wie sein Vorgänger, so kann seine Wahl zum Direktor im Allgemeinen doch als eine glückliche bezeichnet werden, da er in seinem Fache wenigstens eine gründliche Bildung und gediegene Kenntnisse besitzt, mit welchen er sich durch Herausgabe mehrerer Schriften über Landwirtschaft dem deutschen Publikum auf das Vortheilhafteste bekannt gemacht hat. Selbst im Auslande ist deren Werth anerkannt worden, namentlich in Rußland, von wo ihm auch schon vor zwei Jahren, noch ehe derselbe die Leitung der Anstalt überkommen, der ehrenvolle Ruf



Adolf Terschäp.

von zwei Jahren durchzumachende Kurse umfassen und der Unterricht sich auf alle Theile der Landwirtschaft, sowie der erforderlichen Hülfswissenschaften als Chemie (namentlich organische Chemie), Physik, Botanik, Mineralogie, Nationalökonomie, Landwirtschaftsrecht, Zeichnen, landwirtschaftliche Baukunde u. erstrecken, und daneben sollte den Zöglingen Gelegenheit geboten werden, in der eigens dazu eingerichteten und mit der Anstalt in Verbindung stehenden Musterwirtschaft sich im praktischen Betrieb Uebung zu verschaffen. Von Studirenden der Universität sollte die Anstalt gleichzeitig benutzt werden können, sowie den Zöglingen der Anstalt ebenfalls der Besuch von Vorlesungen bei der Universität gestattet sein und dieselben überhaupt im Uebrigen gleiche Rechte mit den Studirenden der Universität haben sollten; wobei jedoch für ihre Zulassung zum Unterricht in der landwirtschaftlichen Akademie ein solches Maß von Vorkenntnissen, wie es zur Aufnahme auf die Universität gefordert wird, nicht bedingt ist. Zum Direktor der jungen Anstalt berief die Staatsregierung den Professor Dr. Schweizer aus Thaurand in Sachsen, und außer den Fachlehrern wurde für den Wirtschaftsbetrieb unter der Kontrolle des Direktors ein Administrator nebst den nöthigen Unterbeamten und Dienstpersonal angestellt.

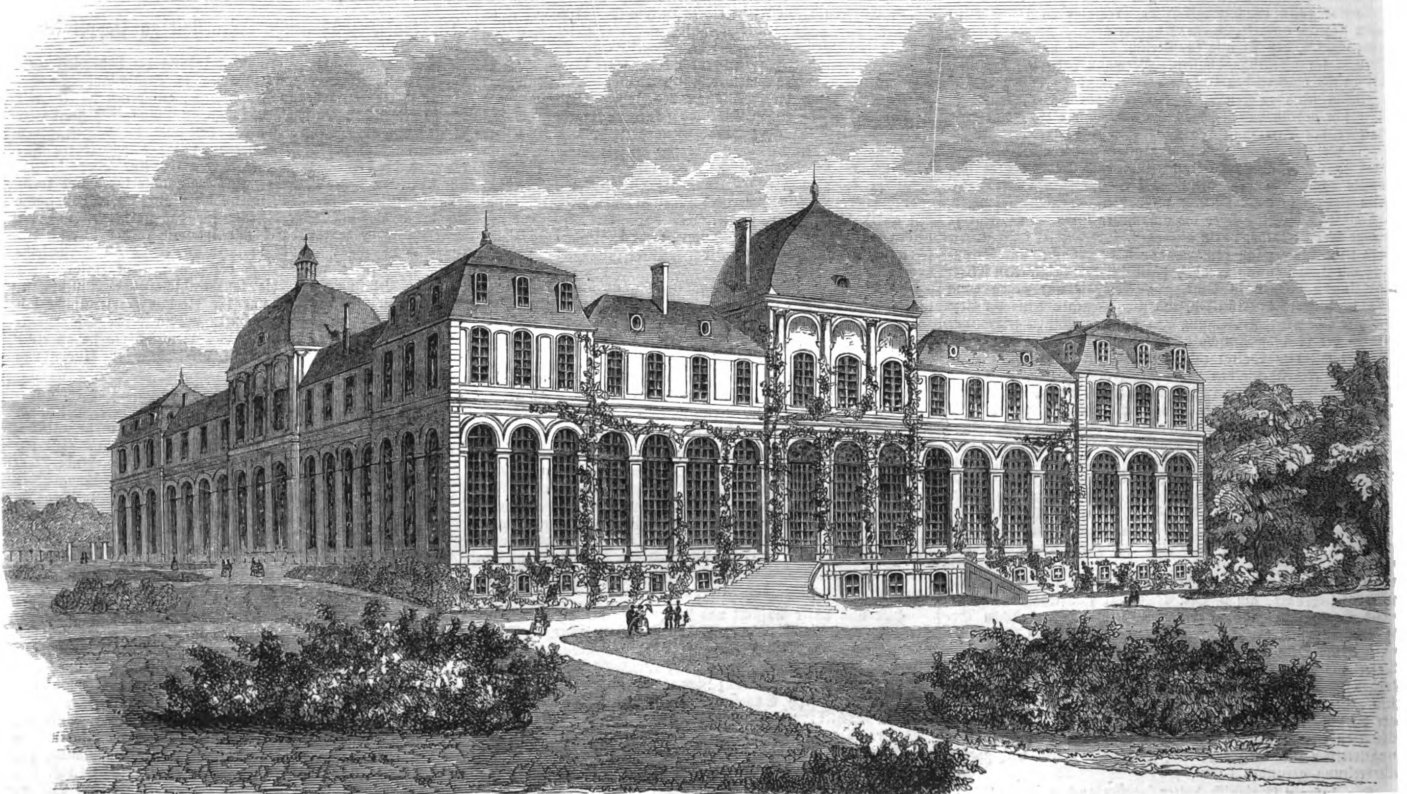
Wie es bei allen neuen Instituten solcher Art vorzukommen pflegt, so hatte die Anstalt anfänglich einen nur spärlichen Besuch, wovon aber wol die bald nach ihrer Errichtung im Jahre 1848 ausbrechenden Unruhen die meiste Schuld tragen mögen, da nach Dämpfung derselben ein zahlreicher Besuch eintrat. Leider war Schweizer durch Gesundheitsrückichten veranlaßt, sich öfter von den Geschäften fern zu halten, und legte in Folge anhaltender Kränklichkeit schon im Jahre 1851 sein Amt nieder. Zu seinem Nachfolger berief die Regierung den

zu Theil wurde, bei landwirtschaftlichen Unternehmungen und Einrichtungen, die in jenem Lande eingeführt werden sollten, sein Gutachten abzugeben, welchem Rufe er auch Folge geleistet und durch seine praktischen Rathschläge sich die allgemeine Anerkennung und das verdienteste Lob erworben hat. Zur Leitung des Instituts ist er daher ein ganz geeigneter Mann, der namentlich kleinen Differenzen, wie sie wol überall vorkommen, schnell zu begegnen und sie zu beseitigen versteht, sowie er nicht minder die Gabe besitzt, den Studirenden Lust und Liebe zum Fache einzufößen, wozu nicht wenig beiträgt, daß derselbe häufig mit Erstern sowohl als mit den übrigen Lehrern in gesellschaftlichen Verkehr tritt.

Der Besuch der Anstalt ist daher in den letzten Semestern ein im Verhältniß gegen frühere Jahre bedeutender zu nennen, da gegenwärtig gegen 80 junge Leute aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands in Poppelsdorf sich dem Studium der Landwirtschaft widmen.

Der Staatsregierung gebührt indessen auch die Anerkennung, daß sie nichts verabsäumt, was zum Gedeihen des Instituts, zur Verbesserung des Unterrichts und zur Vermehrung der Lehrmittel beitragen könnte. Das neue Gebäude, wovon wir hier eine Abbildung geben, liefert hiervon den besten Beweis. Es ist von dem genialen Zwirner in einem einfachen, aber edlen Stile entworfen, und unter seiner obren Leitung in den Jahren 1851 und 1852 durch den Universitäts-Architekten, den verstorbenen Bauinspektor König in Bonn, mit der größten Pünktlichkeit dem Entwurfs gemäß ausgeführt, so daß es — obgleich in Rücksicht auf seine Bestimmung wie gesagt in einem einfachen Stile gehalten — dennoch vermöge seiner schönen Verhältnisse, glücklicher Vertheilung seiner Massen und seiner zweckmäßigen innern Einrichtung wol einen monumentalen Charakter beanspruchen darf und von allen in Bonn und deren Umgebungen in neuerer Zeit ausgeführten Gebäuden in seiner Art das schönste ist. Dasselbe hat eine Länge von 98 Fuß und eine Breite von 66 Fuß und ist in seinem vor dem Gebäude kräftig vortretenden Mittelbau dreistöckig, während die Seitenbauten nur zwei Stockwerk hoch sind. Im ersten Geschoß befinden sich ein geräumiges Vestibül, drei Hörsäle und das Sekretariat mit der Bibliothek; in der zweiten Etage außer einem großen Versammlungssaal noch ein Hörsaal, während die übrigen Räume, sowie die der dritten Etage des Mittelbaues dem Direktor zur Wohnung überwiesen sind. Die Wirtschaftsräume, wie Küche, Waschküche u. befinden sich in einem überwölbten Souterrain. Zum Eingange führt eine breite Freitreppe von Werksteinen. Die flachen Dächer des Gebäudes sind mit Zink bedeckt, sowie die auf den First und auf den Seiten aufgesetzten Akroterien ebenfalls aus gegossenem Zink hergestellt sind. Das Mauerwerk der Umfassungs- und Scheidewände ist in Ziegeln, dagegen die Fenster- und Thüreinfassungen, sowie deren Bekrönungen sind in Werksteinen ausgeführt. Das Portal der Fassade ist mit einem vegetabilischen Ornament von reizender Erfindung und vorreffester Ausführung geschmückt. Das ganze Gebäude ist quaderförmig abgeputzt und mit einem lebhaften Gelbstrich versehen. Ferner gehören zu der Anstalt noch die erforderlichen Wirtschaftsgelände mit Wohnungen für den Administrator, sowie für die unteren Beamten und das Dienstpersonal der Anstalt und der Gutswirtschaft. Auch ist noch im Spätherbst 1856 und theilweise im Winter das auf der Zeichnung rechts angeordnete Gebäude zur Herstellung eines agrarisch-chemischen Laboratoriums u. aufgeführt.

Bei der Wirtschaft sind so weit möglich die bewährtesten Maschinen in Gebrauch, deren richtige und zweckmäßige



Das neue Gebäude der landwirtschaftlichen Lehranstalt zu Poppelsdorf, nach einem Entwurfs vomombaumeister Zwirner.

Anwendung die Studierenden durch unmittelbare Anschauung sich zu eigen machen können. Außerdem besitzt die Anstalt eine Sammlung von Modellen landwirthschaftlicher Maschinen und Geräte.

Das Institut kann daher, was Annehmlichkeit und romantische Lage des Ortes, Umfang und Tüchtigkeit der Lehrkräfte und Lehrmittel betrifft, als eines der ersten Deutschlands betrachtet werden, dem es an bedeutender Frequenz in der Zukunft nicht fehlen wird.

Das Bucher'sche Feuerlöschmittel.

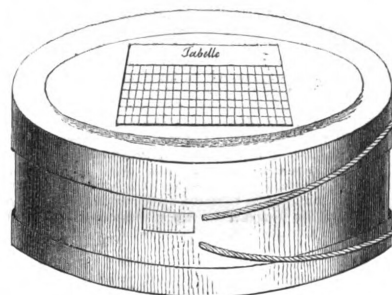
Wenn man unser Zeitalter im Gegensatz zu dem goldenen, silbernen, ehernen und eisernen der Alten das papierte nennen will, weil man mit Papier bezahlt und auf dem Papiere Krieg führt, so könnte man es mit größtem Rechte und mit größerem Ernste das Zeitalter des Dampfes nennen, denn in der That, der Dampf ist ein sehr merkwürdiges Zeichen unserer Zeit. In alle Zweige der menschlichen Thätigkeit greift heutzutage der Dampf ein, und es möchte kaum möglich sein, irgend einen Gegenstand des Gewerbes aufzufinden, bei dessen Herstellung der Dampf nicht thätig wäre oder mit Vortheil in Anwendung gebracht werden könnte.

Aber auch zur Befestigung eines Elementes, welches oft und zu allen Zeiten, in allen Theilen auf und in der Erde große Verheerungen und Unglück verbreitet — das Feuer — wird jetzt ein Mittel angewendet, dessen äußere Kraft eine Art Dampf ist, wir meinen die Bucher'schen Feuerlöschdosen, diese segensreiche Erfindung und unstreitig eine der wichtigsten der Jetztzeit, denn sie interessiert nicht nur eine Wissenschaft, oder eine Kunst oder irgendwelches bestimmte Feld, sondern sie ist verknüpft mit dem Wohle aller civilisirten Völker und jedes einzelnen Individuums derselben.

Ihre volle Wirksamkeit des Löschens äußerten sie in allen den Fällen, wo sie richtig, rechtzeitig und am rechten Orte angewendet wurden. In den Augen der Oeffentlichkeit zwar erging es dieser Erfindung mehrere Jahre, wie den meisten anderen und namentlich den deutschen in Deutschland. Man hörte von ihr, schaffte das Mittel auch auf wenigen Punkten an, sprach eine Weile davon, fragte etwa, wenn's hoch kam, einen Schornsteinfeger, einen Baugewerken, worunter Maurer- und Zimmermeister zu verstehen sind, oder einen Spritzenmeister, und da diese, wie vorauszusetzen, Nichts von der Sache hielten und in den meisten Fällen auch Nichts von ihr wußten, so vergaß man sie bald. Dieses Schicksal haben viele Erfindungen, die wie Keimsporen im leeren Raume schwimmen und sich dann und wann in Körpern ansetzen, um später groß und bedeutend zu werden.

Anders aber geschah es im Verborgenen mit dieser Erfindung; da pulste die belebende Kraft immer kräftiger in der Person eines Mannes, dem Direktor der nachgenannten Anstalt, Hr. A. M. Bucher in Leipzig, dessen Name schon durch frühere Erfindungen weit über Deutschlands Grenzen hinaus rühmlich bekannt ist, der früher in Gemeinschaft mit einem hohen Staatsbeamten, seit mehreren Jahren allein die wirkende Kraft zur Fortbildung und Ausführung dieser Erfindung ist,

der sich jetzt die Aufgabe gestellt hat, das Feuerlöschwesen möglichst zu vervollkommen und auch in neuester Zeit auf diesem Felde durch sein rastloses Denken und Arbeiten, unterstützt durch glückliche Erfindungsgabe und vielseitige Kenntnisse, einige neue Erfindungen, über welche wir jetzt noch nicht sprechen dürfen, geschaffen hat. Obgleich dieser Mann lange Zeit und auf das härteste ankämpfen mußte gegen Vorurtheil, Neid, Eigennuß, Verkenntung, Mangel an hinreichenden Mitteln, so ist es doch seinem ausdauernden Muthe, seiner rastlosen Thätigkeit, seinen praktischen gewählten Schritten und besonders seiner Gewissenhaftigkeit, in deren Folge er die Fabrication und die Verbreitung nicht den beweglichen Einbrüchen kaufmännischen Speculationsgeistes preisgab, gelungen, die Ausführung dieser Erfindung schon binnen zehn Jahren auf einen Standpunkt zu bringen, welchen zu erreichen, wie uns die Geschichte lehrt, andere, zum Theil in gleichem Maße wichtige Entdeckungen oder Erfindungen oft nach 50, 100 oder 200 Jahren erst erreicht haben. Wenn ferner, leider, daß wir es als Deutsche aussprechen müssen,



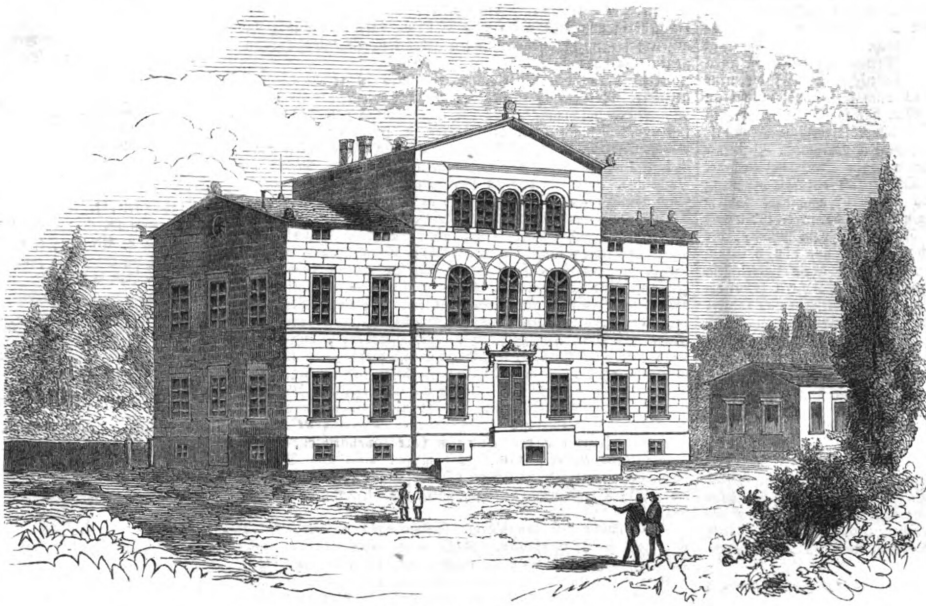
Bucher's Feuerlöschdose.

Innig überzeugt von ihrer Wichtigkeit und Wirksamkeit, sparte er keine Mühe und war ihm kein Opfer zu schwer, durch Proben und Versuche, durch Rede und Schrift die offbaren Vortheile dieser Erfindung immer vollkommener zu machen und an's Licht zu stellen, und es liegen uns in der That eine große Menge von Zeugnissen über die nützliche Anwendbarkeit des Bucher'schen Feuerlöschmittels und dessen kräftigen Erfolg in den Fällen vor, wo man es einsichtig benutzte. So läßt sich das Mittel in allen Fällen gebrauchen, um Feuer zu löschen an Orten und in Räumen, wo nicht die Luft ganz ungehindert zu dringen kann. Ja es ist sehr zweckmäßig, solche Feuerlöschdosen in Räumen vorweg aufzustellen, wo möglicherweise ein Feuer ausbrechen könnte. Entzündet, wird dann das Mittel seine Schuldigkeit selbstthätig thun, wie es einst in Dresden in einem Spiritus- und Zigarrengewölbe geschah. In freier Luft brennendes Feuer kann begreiflicherweise nicht mit den Dosen gelöscht werden.

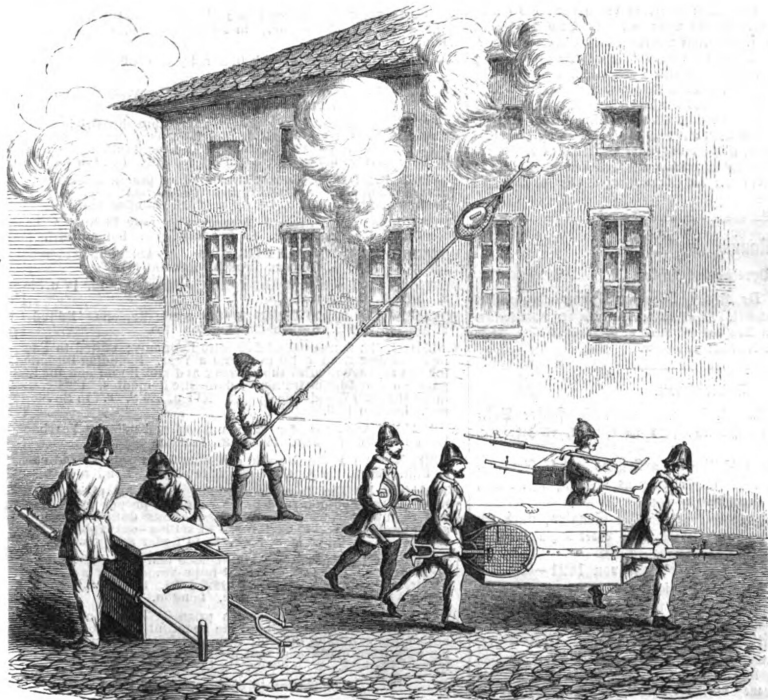
In der Regel aber bricht das gefährlichste Feuer in geschlossenen Räumen aus, dessen sofortige Löschung oft großes Unheil zu verhindern im Stande ist. Dazu dient das Bucher'sche Feuerlöschmittel. Jedes Haus müßte übrigens ebenso gut eine gewisse Menge Löschdosen zu halten verpflichtet sein, als Feuereimer, mindestens aber da, wo leicht brennbare oder durch Wasser nicht löschbare Substanzen liegen, oder wo feuergefährliche Arbeiten betrieben werden. Mehrere Staats- und städtische Behörden haben bereits Verordnungen behufs allgemeiner Anschaffung dieses Feuerlöschmittels erlassen. Möchten auch die übrigen weisen Behörden im deutschen Vaterland durch dergleichen Verordnungen der deutschen Langsamkeit und der deutschen Mißachtung seiner eignen Intelligenz und deren Schöpfungen entgegengetreten.

Zu den mannichfaltigen Hindernissen, die jeder neuen Sache in den Weg gelegt werden, gehören folgende zwei für die Sache oft sehr gefährlichen: erstens die übermäßigen, oft unflinigen Ansprüche, welche an jene gemacht werden; sie soll gewöhnlich für Alles helfen; zweitens soll sie auch, um für die Dummheit und Ungeklärtheit stehen zu können, die Eigenschaften eines Nürnberger Trichters haben: man bedenkst nicht, daß man die einfachste oder alltäglichste Verrichtung und die dabei zu beobachtenden Vortheile kennen lernen und üben muß, z. B. selbst die zweckmäßige Behandlung einer Lampe, die Heizung eines Ofens, die Handhabung einer Feuerspritze (leider sind von

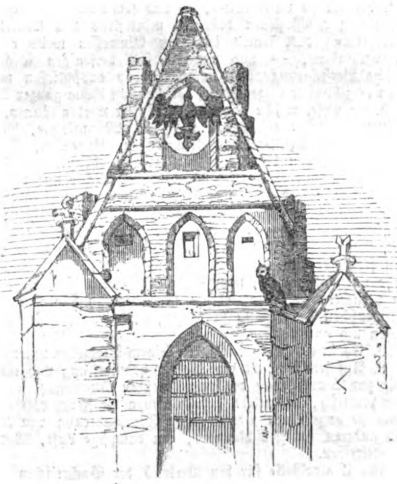
die meisten deutschen Erfindungen nicht eher in Deutschland Anerkennung fanden, bis sie in's Ausland gewandert, daselbst von Ausländern unterstützt und ausgebeutet wurden und von diesen mit hohen Prozenten und zum Genuß dargereicht wurden, während der deutsche Erfinder, nachdem er seine Vermögen, die Existenz seiner Familie, seine Gesundheit, zuweilen sogar seine Ehre und seine persönliche Freiheit zum Opfer gebracht, dem Glende oder dem Tode anheim gefallen war, gebührt Bucher der Ruhm, die eben erwähnte Schmach von dieser Erfindung bis jetzt abgewendet zu haben. Daß nun aber auch die weisen Staatsregierungen und Behörden Deutschlands und mit ihnen das deutsche Volk diese Sache kräftig unterstütze, möchte im Interesse der Ehre Deutschlands, des allgemeinen Wohls und des Erfinders zu wünschen, wol gerechtfertigt erscheinen.



Agrikulturchemisches Laboratorium der landwirthschaftlichen Lehranstalt zu Poppelsdorf.



Die Anwendung von Bucher's Feuerlöschpatronen bei einem Brande.



Stadtwahrzeichen.

VII. Breslau: 4. Die Dohle an einem Giebel des Hauptkirchens der Collegiatkirche zum heiligen Geist.

Denjenigen, welche bei Feuerbränden den Standpunkt der Spritzen bestimmen, und welche den Schlauch leiten, sehr wenige dazu fähig; andernfalls würden mehr Feuer schnell bewältigt werden; — sondern schon die erste Anwendung soll unter allen Umständen gelingen, und gelingt sie nicht, so darf die neue Sache Nichts taugen. So ist es auch diesem Löschmittel an verschiedenen Orten ergangen. Man hat sogar, ohne sich erst irgendwie eingeübt zu haben, öffentliche Löschversuche veranstaltet und wo sie mißlang, das Löschmittel verdammt. Bei einigen dieser Fälle hatte man obenbrein gegen die Vorrichtungen der Gebrauchsanweisung verfahren. Ob freilich durch Einführung jener Bücher (den Löschbüchern) das Begreifen ganzer Städte und Dörfer in Bezug auf Löschmittel, daran erlauben wir uns einigen Zweifel zu hegen. Die Mythe vom Phönix, der aus seiner Asche neugeboren wird, hat nicht nur einen Sinn. Darüber zu flügeln, wollen wir aber heute unterlassen.

Jedenfalls sind aber die seit länger als zwölf Jahren sowohl bei den seitens der Staatsregierungen, vieler bürgerlichen und anderer Behörden und Privaten vorgenommenen Löschübungen, als auch bei wirklichen Schabensfeuern erzielten Löschfolge vollkommen genügend, um jeden Zweifel an der Wirkung dieses Löschmittels und an dessen Wichtigkeit niederzuschlagen.

Die Fabrikation des Löschmittels geschieht nicht in einer Fabrik, sondern die einzelnen Materialien dazu werden in mehreren in verschiedenen Städten und Dörfern zerstreut befindlichen Anstalten zubereitet und darauf an eine andere, die Montirungsanstalt abgeliefert, woselbst die Dosen vollendet werden. Das ganze Fabrikations- und Vertheilungssystem ist streng geregelt und durch große Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt der Direction versehen. — Durch ausschließliche Privilegien, welche in den meisten europäischen und überseeischen Staaten bereits erteilt, in anderen in Unterhandlung schwebend sind, sind die Bücher'schen Feuerlöschmittel geschützt.

Das in Rede stehende Feuerlöschmittel empfiehlt sich durch folgende Vorzüge:

1. Zur Fortschaffung und Anwendung desselben sind keine Maschinen und Apparate, welche oft großen Raum einnehmen, kostspielig, mit Schwierigkeit zu transportieren und beim Gebrauche zu dirigieren, leicht verlegbar u. s. f., erforderlich, sondern dieses Mittel besteht aus der allmählich verbrennenden, in Dosenform bestehenden Löschmasse, die man bequem unter dem Arme nach der Feuerstätte tragen und in's Feuer werfen kann; — daß dieselben auch weit schneller als Spritzen u. s. f. zur Feuerstätte zu schaffen und Hülfe bringen sind, ist selbstverständlich.
2. Während z. B. durch Spritzen u. s. f. mit Wasser jedes Mal auch vom Feuer noch nicht betroffene Gegenstände, sowie auch die betreffenden Gebäude beschädigt werden, ist solches bei diesem Löschmittel durchaus nicht der Fall.
3. Besonders wichtig ist dasselbe deshalb, weil es in den Lokalen, in denen man es zur Vorlage als Schutzmittel fortwährend liegen hat, Feuer ohne menschliches Wissen, Anwesenheit und Hülfe löscht.

Selbstredend ist es daher von unberechenbarem Werthe, namentlich für Kanzleien, Archive, Expeditionen, Komptoirs u. s. f., daselbst vorrätig gehalten, als Schutz gegen Verbrennen von Akten, Dokumenten, Briefen, Büchern u. s. f.

4. Obgleich man eigentlich nur erwarten kann, daß das Mittel bloß in geschlossenen Räumen wirksam ist, so hat es doch auch bewiesen, daß es zugleich bei brennenden Treppen und Dachböden, sobald noch nicht große, einander gegenüberstehende Oefnungen und dadurch starker Luftzug entstanden, mit Erfolg wirkt.

5. Das Wichtigste aber ist unstreitig, daß damit ein bis dahin schmerzlich entbehrtes Mittel zur — und zwar leichten, gefahrlosen und ganz schnellen Lösung solcher Gegenstände, welche durch Wasser nicht lösbar sind, z. B. brennender Spiritus, Zuder, Pech, Terpentinen und andere Oele, Glas, Kether, Kamphir, Photogene, Theer u. s. f. und somit ein Feuerlöschmittel auch für Schiffe, geschaffen ist.

Es müssen daher auch Apotheker, Droguisten, Destillateure und Inhaber anderer feuergefährlicher Gewerbe auf Veranordnung ihrer Magistrats, z. B. in Dresden u. s. f. das Löschmittel in ihren Geschäftslökalen vorrätig halten.

6. Auch ganz unbemittelte Leute, welchen die Anschaffung der für Stuben u. s. f. nöthigen größeren Dosen nicht möglich ist, können sich durch die Dosen à 1, 1/2 und 1/4 Pfund einigen Schutz verschaffen, und Entzündungen des Hauses in Döfen, Feueröfen, Öfen (Schornsteinen) u. s. f., welche oft die Entstehungsursache von Feuerbränden sind, sofort und ohne weitere Beihilfe dämpfen.

7. Es bietet aber Bücher's Feuerlöschung außer der, vorstehend kurz angegebenen Ergänzung der bisher vorhandenen Löschmittel, auch noch diejenige Hülfe, welche kommunale und andere öffentliche Löschanstalten wegen des Zeitverlustes nicht leisten können, nämlich die man sich selbst schaffen kann (natürlich nur wer das Mittel im Hause hat) augenblickliche Hülfe (und diese ist die leichteste und wirksamste: denn mit jeder Minute wächst das Feuer, — mit demselben der Schaden, sowie die Schwierigkeit, dasselbe zu unterdrücken, — und somit die weitere Gefahr), bei wenig geschlossenen Räumen mindestens das Mittel, die Ausbreitung des Feuers bis zum Eintreffen weiterer Hülfe zu verhindern, — und einen Ersatz derjenigen Sicherheit, welche Versicherungsanstalten selbstredend ausschließen müssen; denn es gibt viele Gegenstände, welche nicht ihrem ganzen Werthe nach, — viele, welche gar nicht versichert werden können, viele, welche gar nicht ersetzbar sind (z. B. Manuscripte, Modelle, Antiquitäten, Druckformen, Zeichnungen, Ankeren, Porträts, Gemälde u. s. f. von berühmten vornehmen Künstlern, Waarenproben und andere Gegenstände wissenschaftlicher und technischer Beschaffenheit oder gänzliche Zerstörung der Existenz nicht vergütet werden, — und uneretzbar sind, Verlust der Gesundheit, Beschädigung des Körpers, Verlust des Lebens. — Sowie nun jeder sorgsame Geschäftsmann und Familienvater jetzt nicht mehr unterlassen wird, seine Habe bei Feuerversicherungsanstalten versichern zu lassen, ebenso ist Jedem zu seiner und seiner Mittheilungen Verhütung zu raten, auch genannte Feuer-Lösch-Dosen sich anzuschaffen.

8. Auf die durch langes Lagern keinem Verderben unterworfen. 9. Auf jede Dose ist eine Gebrauchsanweisung und eine Tabelle zur Beurtheilung des zu nehmenden Quantums, jedenfalls sehr praktisch, aufgelegt. Auch dienen die Feuer-Lösch-Dosen, wenn sie angebrannt werden, zur Ausräucherung von Kellern und anderen feuchten Räumen, um dampfige Luft, Mober u. s. f. zu vertreiben.

Als Centralstelle für den Vertrieb der Bücher'schen Feuerlöschbüchern wirkt die Vertriebs-Hauptverwaltung der privilegierten Feuerlöschmittel in Leipzig, welche die unter ihr stehenden, in

verschiedenen Ländern errichteten Niederlagen, Expeditionen, und die gehörig angestellten Agenten u. s. f. w. nach scharfsinnig und allseitig sorgfältig ausgearbeiteten gedruckten Statuten und Instruktionen dirigirt.

Das Pfund des Feuerlöschmittels wird für etwa 15 Agr. geliefert. Man hat es in fleigenden Dosen von 1/2 bis 40 Pfund. Ein Pfund Löschmasse reicht für einen Raum von 240 Kubikfuß aus. Danach kann der Bedarf in gewissen Fällen leicht berechnet werden. Bei Bränden in ruffischen Öfen dienen Dosen à 1 Pfund, in Döfen und Feueröfen Dosen à 1/2 Pfund und 1/4 Pfund. Wir unterlassen hier näher auf das Verfahren bei Anwendung der Dosen einzugehen; es genügt hier mitzutheilen, daß es sehr einfach ist, die Vertriebs-Hauptverwaltung in Leipzig aber die genauesten Belehrungen über den Gebrauch gibt, sobald man nicht fehlen kann. Wir empfehlen Allen, denen es nicht darum zu thun ist, daß es brennt, daß Brände an Ausbeutung gewinnen und Schadenfeuer Zimmergeräthe und Gebäulichkeiten vernichten, ihre erste Aufmerksamkeit den Bücher'schen Löschbüchern zuzuwenden, ohne darum weniger Vorsicht beim Gebrauch von Feuer und Licht, Zündhölzchen u. s. dgl. anzuwenden und keineswegs eine gute Ausrüstung, Feuerpolizei und Beschaffung tüchtiger Spritzen nebst reichlicher Wasserversorgung und Vertheilungsinstitute zu vernachlässigen. Und wir warnen zugleich alle Jene, wie wir sie oben bezeichnet, sich ja nicht etwa von Schornsteinfegern, Baugevernen, Spritzenbauern, Feuerkommissaren u. s. f. abwendig machen zu lassen, sich eine zuzuglückende Sicherung gegen Feuergefahr zu verschaffen. Sie mögen nicht dem Beispiele derjenigen Stadträte und jener Verwaltungen folgen, bei denen die Spritzen regelmäßig — nach stattgefundenem Brande probirt werden.

Wir haben erst langjährige Erfahrungen abgewartet, ehe wir diese Sache empfehlen. Nachdem wir dies nun mit voller Ueberzeugung thun können, machen wir es huns zur Pflicht, unseren Lesern und den civilisirten Bewohnern aller Welttheile von dieser Angelegenheit Kunde zu geben und den Weg zu bahnen, damit auch die entfernt von hier wohnende Menschheit dieser segensreichen Erfindung theilhaftig werden kann.

Städtefahrzeichen.

VII. Breslau.

4. Die Doble an einem Giebel des Hauptschiffs der Kollegiatkirche zum heil. Kreuz.

An dem zweiten Giebel (vom Thurm aus südwestlich über dem Seiteneingange) der ganz aus Backstein im strenggermanischen Stile erbauten Kirche, zu dem eine Treppentreppe führt, sieht man auf dem zwischen den Strebenstützen laufenden Simse des Giebels, welcher in seiner oberen Fläche in einer ovalen Nische den „schiefeligen Adler“ zeigt, das Bild einer stehenden Doble in Stein gehauen.

Diese Kirche ist an und für sich schon beachtenswerth, sowohl in architektonischer, als künstlerischer Beziehung. Namentlich ist der Unterbau derselben, sowie eine angestrichene Mauerfläche, die in der Sakristei gezeigt wird, schon früher als ein Wahrgenommenes Breslauer angelesen worden, indem dieser die unterirdische Kirche zu St. Bartholomäus birgt, welche Krypta im 13. Jahrhundert unter dem Thurm der Kirche erbaut wurde. Nach interessanter ist jedoch ihre historische Vergangenheit, namentlich die Geschichte ihrer Entstehung. Hierher gehörig ist u. a. m. der Bischof Thomaß II. von Breslau in Hader gerathen und deshalb in Folge einer Synode zu Rom 1285 vom Erzbischof von Osnabrück in den kirchlichen Stand erklärt worden war, verbot sich bekanntlich vor Kaiser, aus eigenem Antriebe seines an sich friedlichen Herzens, mit diesem geistlichen Herrn, der aus Furcht vor dem Herzoge als Flüchtling umgekehrt, endlich in Breslau Aufnahme gefunden hatte, legte zuerst zu der Bartholomäuskirche den Grund. Doch als man beim Grundgraben eine Wurzel in der Form eines Kreuzes mit den Figuren der Maria und des Johannes fand, so änderte sich sein Planplan dahin ab, daß er, damit er dem dem Bartholomäus gethanen Gelübde nicht untreu würde, auf eine unterirdische Kirche noch einen Fußba, als Heiligthum des heiligen Kreuzes, zu setzen beschloß. Diese Kirche wurden mit dem dazu gehörigen Altartheil am 3. Jan. 1288 eingeweiht.

Wahre Chroniken, deren Auge nicht so weit reicht, um die Doble auf dem Sims zu erkennen, haben zwar die Sage von derselben, doch für die Doble selbst den großen schiefeligen Adler am Giebel angegeben.

Die Ursache der Aufstellung dieses schwarzen Bogels, der im Alterthume als der Vögel der Witterung zu Gunst galt, und anderwärts in Deutschland als Zeichen von Uebelthun erscheint, soll aber hier folgen sein. Einige Gräber haben nach der den Raben einen Sucht auf ihren Entdeckungsbüßen im bodenbüßigen Kirchboden ein Nest mit jungen Döblen angelegt. Die Zahl der Döblenbrut war nicht nur die Zahl der Raben; dies veranlaßte natürlich Ertz, und die Folge davon war, daß einer derselben, welcher aus der Giebelnische auf das Dach des Strebenfeldes, wo sich eigentlich das Nest befand, sich herausgemagt hatte, es verließ und das Giebelgewölbe verließ, von seiner schmalen Bahn herabfiel. Doch der Himmel wachte über ihn; denn er kam, von seiner Schale (Scholana — Scheller-mantel) getragen, glücklich aus dieser Giebelnische auf dem Gräberboden an, und um Andenken ließen die Domherren diese Doble in Stein anbringen.

Wir wollen hier andernorts, z. B. in Gethai, vornehmenden, leicht gläublichen Sage Glauben schenken, weil wir sonst diese Doble, die höchstens noch das Ereignis der guten Kanten eines Steinmetzen sein könnte, nicht gut anders erklären könnten, indem wir dabei noch gewiß nicht an die berühmte Tochter des Sühnen auf Paris, welche behauptet wird, daß sie an der Rinde vertrieh und zur Strafe für diese Schandthat nach Döbl von den Göttern in eine Doble verwandelt worden sein soll (Metamorph. VII. 466), denken können.

Mannigfaltigkeiten.

Verreinsnachrichten.

Der Geh. Hofrath Dr. Kiefer, Director Ephemeridum, hat die 16 Ausgaben der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher aufgeführt, die durch den Tod des Dr. A. v. Gienstedt erledigte Stelle eines Präsidenten durch eine Neuwahl zu besetzen.

Todtenscha.

Philipp Cartier, kaiserl. franz. Staatsrath, früherer Polizeipräsident von Paris, in Lyon geboren, starb am 1. April, 63 Jahre alt, zu Paris.

Agathon Ritter von Colins-Tarstennes, f. f. Generalmajor, Kammerer und Ritter des bairischen Ordens vom Jägering Löwen, erlag am 21. März zu Vitz einem Lungen Schlag.

Fürst Georg Konstantin, griechischer Senator, starb am 27. März in Athen. Der König hat befohlen, dieses Todes wegen eine fünfjährige Trauer anzulegen.

Michel, Redakteur der „Patrie“ und von 1821—49 Redakteur des „Commerce“, 60 Jahre alt, verstarb am 28. März in Paris.

Eraf Karl Molke zu Nagard und Norager, f. dänischer Geh. Rath und früherer Gesandter, starb am 5. März in Kopenhagen.

Matthew Calbraith Perry, amerikanischer Commodore, einer der berühmtesten Männer der Vereinigten Staaten, zu South Kingdon in Rhode Island geboren, 1809 in die amerikanische Flotte getreten, 1819 als Lieutenant auf der „Guanaco“ Leiter der Auslieferung freier Regier auf der Küste von Afrika, 1846 bei der Belagerung von Veracruz thätig und 1852

Anführer der Expedition nach Japan, ist am 4. März in New York, 63 Jahre alt, nachdem er 25 Jahre zur See und 17 Jahre zu Lande seinem Vaterlande die wichtigsten Dienste erwiesen hatte, gestorben.

Professor Sinenis, Director des Gymnasiums in Zerbst, ein sehr verdienstvoller Schulmann, ist am 20. März d. d. mit 70 Jahren gestorben.

Johann Siabo, Abt von Kolosmonasthor, Lektor des Domkapitels in Karlsruhe, kaiserlicher Rath, Ritter des Kreuzes vom Heiligen-Ordens, früher Richter- und Studienrath der hiesigen Regierung, ein für Kirche und Staat verdienstvoller Geistlicher, ist im 92. Jahre seines Alters und im 67. seiner geistlichen Amtsführung am 16. März zu Kaufungen entschlafen.

Wahlmark, f. schwedischer Kanzleirath, gelehrter Schriftsteller und Publizist, 81 Jahre alt, ist am 19. März in Stockholm gestorben.

Eduard v. Wocher, f. f. Feldzeugmeister, Geh. Rath, Ritter mehrerer hohen Orden und Inhaber des Infanterie-Regiments Nr. 25, verstarb am 26. März in Wien.

Schach.

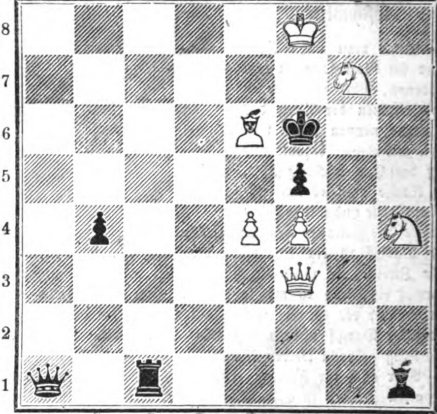
Aufgabe Nr. 695.

Wels steht an und steht mit dem dritten Zuge Matt.

Von C. B. in Sumburg.

The Manchester Problem Tournament. — The Era

Schwarz.



Wels.

In der vorhergehenden Aufgabe ist der Käufer von D 5 auf C 4 zu setzen, wobei die Aufgabe auf zweierlei Weise, mehr und weniger einfach, zu lösen ist.

Alle Bücherfreunde

erlauben wir uns auf das nachstehende

Antiquariats-Verzeichniss

aufmerksam zu machen. Angebote sind einzusenden an die

Expedition der Illustr. Zeitung in Leipzig.

(Fortsetzung aus Nr. 770.)

V. In englischer Sprache.

SPARKS, Jared: The Life of George Washington. (Durr's Collect of American Authors.) XII u. 371 S. 8. Brosch. Leipzig 1855. [119]

STOWE, Harriet Beecher: A New Geography for Children. With numerous Illustrations and Maps. XV u. 237 S. 8. In Leinw. geb. London 1855. [122]

Sunny Memories of foreign Lands. 2 Vol. With Illustr. XII u. 325, VIII u. 424 S. Gr. 8. In Leinw. geb. London 1855. [71 a. b.]

Uncle Tom's Cabin. (Tauchnitz Edit.) 2 Vol. Leipzig 1852. [13 a. b.]

Uncle Tom's Cabin: a Tale of Life among the Lowly; or Pictures of Slavery in the United States of America. Embellished with 8 Engravings. 2 Edit. 355 S. Gr. 8. In Leinw. geb. London 1852. [74]

Uncle Tom's Cabin; or, the History of a Christian Slave. With an Introduction by Eliza Burritt. Illustr. by 16 Engravings. XIV u. 524 S. Gr. 8. In eleg. Leinwandband mit Goldschnitt. London 1852. [74]

Uncle Tom's Cabin; or Life among the Lowly. 500 S. Gr. 8. (Illustrirte Prachtausgabe.) In Leinwand geb. mit Goldschnitt. London 1853. [189]

Uncle Tom's Cabin. With Illustr. by G. Cruikshank. XXIV u. 391 S. 8. Brosch. London 1852. [114]

Uncle Tom's Cabin. With numerous Engravings. IV u. 355 S. Gr. 8. Brosch. London 1852. [123]

A Key to Uncle Tom's Cabin; presenting the Original Facts and Documents upon which the Story is founded. Together with corroborative Statements verifying the Truth of the works. 2 Edit. XIV u. 637 S. Gr. 8. In Leinw. geb. London 1853. [91]

TAYLOR, H.: The Bee-keeper's manual, or practical Hints on the Management and complete Preservation of the Honeybee. 4 Edit. With Woodcuts. VIII u. 184 S. 8. Cart. London 1850. [57]

TIMBS, John: Curiosities of History; with new Lights. A Book for Old and Young. 237 S. 8. In Leinw. geb. London 1857. [111]

UNCLE TOM'S CABIN ALMANACK, the, or Abolitionist's memento for 1853. 70 S. 4. Illustr. Brosch. London 1853. [131]

VESTIGES of the natural History of Creation. 9 Edit. IV u. 316 S. 8. Brosch. London 1851. [85]

VOYAGES AND DISCOVERIES in the arctic Regions. Edited by F. Mayne. 140 S. 8. Brosch. London 1855. [63]

WALSH, J. H.: A manual of domestic Economy; suited to Families spending from £100 to £1000 a Year. Including Directions for the management of the nursery and sick Room and the Preparation and Administration of domestic Remedies. Illustr. with more than 200 Wood-Engravings. XVI u. 730 S. 8. In Halbleder geb. London 1856. [94]

WAR-ALMANACK, the, for 1856; a naval and military Yearbook. With numerous Illustr. 133 S. 8. London. [38]

WARD, N. B.: On the Growth of Plants in closely glazed cases. 2 Edit. IV u. 170 S. Gr. 8. In Leinw. geb. London 1853. [30]

WILLIAMS, J.: The Footman's Guide; containing plain Instructions for the Footman and Butler, for the proper arrangement and regular performance of their various duties in large or small families, including the art of setting-out Tables. Sideboards etc. 4 Edit. IV u. 130 S. 8. In Leder geb. London. [76]

YEAR-BOOK OF FACTS, the, in Science and Art: Exhibiting the most important Discoveries and Improvements of every year. Illustrated with Engravings. 8. 1855 288 S. 1857 288 S. 1858 288 S. 1859 288 S. 4 Vol. In Leinw. geb. London. [178 a. d.]

WORLD'S FAIR, the, or Children's prize Gift-Book of the great Exhibition of 1851. Describing the beautiful Inventions and Manufactures exhibited therein; with pretty Stories about the People who have made and sent them and how they live when at home. 106 S. 8. With Illustr. In Leinw. geb. London 1853. [56]

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

